

Nr. 85 Juli 2019

www.hastuzeit.de

hastuzeit

die hallische Studierendenschaftszeitung





Liebe Leserinnen und Leser,

wenn wir das Wort »Luxus« hören, so denken wir an unerschwingliche Ferien in der Südsee, nicht einmal leckere Kaviarhappchen zu exorbitanten Preisen in monegassischen Edelrestaurants oder Wohnungen in München. Woran wir nicht denken: an Tampons und Binden.

Diese gelten – wie andere Hygieneartikel auch – in Deutschland aber als genau das: als Luxus, weshalb sie mit 19 Prozent besteuert werden. Auch Toilettenpapier fällt folglich in diese Kategorie; ebenso eine Absurdität, von der aber immerhin (hoffentlich) alle Menschen gleichermaßen betroffen sind. Tampons hingegen dürften mehrheitlich in jenen Einkaufswagen landen, die von Frauen geschoben werden. Der Fachschaftsrat der Neuphilologien an der MLU platziert nicht nur aus Protest gegen diese Ungerechtigkeit seit fünf Jahren in manchen Institutsgebäuden gratis ebene Produkte, die während der Periode unerlässlich sind. Unsere Redakteurin

Sophie hat sich mit dieser Thematik näher beschäftigt – ihren Artikel lest Ihr auf Seite 10.

Mit diesem Heft haltet Ihr zugleich die letzte Ausgabe vor der Sommerpause in den Händen. Einen Neuanfang starten wir aber schon jetzt: Die Reihe »Frauen von hier«, die auf Seite 30 mit der Erfinderin der »Maus« ihre Premiere feiert, widmet sich von nun an berühmten weiblichen Persönlichkeiten mit Bezug zu Halle und folgt damit auf die »Hallischen Köpfe«.

Nicht neu, aber neubelebt ist unsere Serie zu sehenswerten Orten im MDV-Gebiet, die uns unter anderem schon nach Querfurt, Delitzsch oder Altenburg führte; in diesem Heft ging es für unsere freie Mitarbeiterin Cynthia nach Landsberg – ihre Eindrücke erwarten Euch auf Seite 15. Fröhliches Schmökern und einen nicht zu heißen Sommer wünschen

Alexander und Paula

Impressum

hastuzeit, die hallische Studierenden-schaftszeitschrift, wird herausgegeben von der Studierendenschaft der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg und erscheint in der Regel dreimal im Semester während der Vorlesungszeit.

Chefredaktion: Alexander Kullick (verantwortlich), Paula Götze

Redaktion: Gregor Borkowski, Konrad Dieterich, Anne Jüngling, Lisa Kollien, Jonas Leonhardt, Sophie Ritter, Paul Thiemicke, Anja Thomas

Freie Mitarbeit: Lea Albert, Fabian Elbs, Clara Hoheisel, Philipp Klückmann, Jonas Kyora, Cynthia Seidel, Elisabeth Schulze, Robin Waskowski

Satz und Gestaltung: Konrad Dieterich

Titelbild: Sophie Ritter

Lektorat: Lea Albert, Konrad Dieterich, Fabian Elbs, Alina Haynert, Clara Hoheisel, Anne Jüngling, Lisa Kollien,

Alexander Kullick, Jonas Kyora, Anne Ost, Sophie Ritter, Elisabeth Schulze, Anja Thomas, Robin Waskowski

Anschrift: *hastuzeit*, c/o Studierenderrat der Martin-Luther-Universität, Universitätsplatz 7, 06108 Halle

E-Mail: redaktion@hastuzeit.de

Website: www.hastuzeit.de

Redaktionsschluss: 20.6.2019

Druck: Druckerei H. Berthold, Äußere Hordorfer Straße 1, 06114 Halle. Der Umwelt zuliebe gedruckt auf Recyclingpapier.

Auflage: 3500 Stück

hastuzeit versteht sich als Mitmachmedium. Über Leserbriefe, Anregungen und Beiträge freuen wir uns sehr. Bei Leserbriefen behalten wir uns sinnwahrende Kürzungen vor. Anonyme Einsendungen werden nicht ernst genommen. Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt *hastuzeit* keine Haftung. Neue Mitglieder sind der Redaktion herzlich willkommen. Sitzungen finden in der Regel mittwochs um 19.00 Uhr im Stura-Gebäude statt (Anschrift: siehe oben; vorlesungsfreie Zeit abweichend) und sind öffentlich.

Zur Zeit gilt Anzeigenpreisliste Nr. 7 vom 1.5.2013.

Inhaltsverzeichnis



StuRa aktuell – Die Seiten des Studierendenrats der MLU 4



hastuUni

OLli und EULi gewinnen Stura-Wahl – Nachlese mit Statements 6

Party Populi – Eindrücke von der Hochschulwahlparty 9

Luxus Periode – Fachschaftsrat leistet praktischen Beitrag zur Debatte 10

Faszination Unikino – Aus Liebe und Begeisterung zum Film 13



hastuPause

Klein, aber fein – Mit dem MDV-Ticket nach Landsberg..... 15

Hoch hinaus auf schmalem Band – Highlinen kostet Überwindung 18

Wenn der Bildschirm zum Gift wird – Distanz zum Smartphone finden 22

Alles hat ein Ende, nur der Durst hat keins? – Alkohol: Kult und Sucht.... 23

Tabuthema Nichtwähler – Auch politisch Interessierte bleiben fern..... 28

Frauen von hier – Isolde Schmitt-Menzel, bekannt durch die »Maus« 30



Pinnwand – Vermischte Meldungen und Termine..... 34



StuRa aktuell

Für den Inhalt ist der Studierendenrat der
Martin-Luther-Universität verantwortlich.

Serviceleistungen

Technikleihe (Musikanlage, Beamer, ...)

BAföG-, Rechts-, Nebenjob-, Sozial- und Diskriminierungsberatung

Kinderinsel

Gutschein für Verbraucherzentrale: www.stura.uni-halle.de/verbraucherzentrale/

Öffnungszeiten

Mo 13.00 bis 18.00 Uhr

Di 13.00 bis 18.00 Uhr

Do 13.00 bis 18.00 Uhr

Feste Termine

BAföG-, Rechts-, Nebenjob-, Diskriminierungs- und Sozialberatung jeden Donnerstag von 14.00 bis 16.00 Uhr (in der vorlesungsfreien Zeit jeden 2. Donnerstag)

Anmeldung unter www.stura.uni-halle.de/service

Studierendenrat
MLU Halle
Universitätsplatz 7
06099 Halle

Tel. 0345 552 14 11
Fax. 0345 552 70 86

stura@uni-halle.de
www.stura.uni-halle.de

www.facebook.com/sturahalle

Information in English

www.facebook.com/sturahallereferatinternationales



Campus Openair 2019. Foto: Jonas Herting

Online-Beratung für Opfer rechter Gewalt

Als Studierendenrat wissen wir, dass rechtsextreme, antisemitische und rassistische Gewalt nicht nur in der Gesellschaft, sondern auch an der Uni verbreitet ist. Und viel zu oft werden Opfer dieser Gewalt allein gelassen oder erfahren nicht die Unterstützung, die sie brauchen. Dagegen gibt es bereits gute Angebote der „Mobilien Opferberatung“ und anderer Stellen in Sachsen-Anhalt, die natürlich bekannt und gut erreichbar sein müssen – und oftmals leider nicht ausreichend von der Politik ausgestattet werden. Deshalb begrüßen wir es ausdrücklich, dass es nun auch eine Online-Variante der Mobilien Opferberatung geben soll, die unter folgendem Link an den Start geht:

<https://www.mobile-opferberatung.de/online-beratung-gestartet/>

Campus Openair 2019 – Es war uns ein Fest

Jede Menge Schweiß, Blut und Arbeit haben wir in den letzten fünf Monaten in die Neugestaltung des Campus Openairs gelegt. Aber wir finden: Es hat sich gelohnt. Viele von Euch haben ihren Weg auf den Universitätsplatz gefunden, um mit uns zu feiern. Neben der Hüpfburg und den Ständen der FSRs haben unsere Bands Neufundland, 100 Kilo Herz und die Rapperin Finna den Platz ordentlich eingeheizt.

Einer Wiederholung steht von unserer Seite also nichts im Wege. Doch wie ist es bei Euch? Was hat Euch gefallen? Was fandet Ihr verbesserungswürdig? Schreibt uns Euer Feedback per Mail an: oeffentlichkeitsarbeit@stura.uni-halle.de, damit wir im nächsten Jahr noch eine Schippe drauflegen können.



Letzte Chance: Rettet die Japanologie!

Der Fakultätsrat der Philosophischen Fakultät I und der Senat haben wieder einmal beschlossen, einen Bereich der Japanologie zu schließen: Dieses Mal soll das Studienprogramm des deutsch-japanischen interkulturellen Doppelmasters wegfallen, womit nun auch am Master des Fachbereiches gesägt wird. Als Grund wird angegeben, dass dieser von der japanischen Partneruniversität gekündigt wurde und man mögliche höhere Kosten befürchten müsste.

Das passiert entgegen der bereits gemachten Versprechungen, mit denen die früheren Kürzungsbeschlüsse garniert wurden. Im Jahr 2017 hieß es: Der Bachelor wird nur ausgesetzt und 2018 wieder angeboten. Im Jahr 2018 hieß es: Der Bachelor wird zwar abgeschafft, aber der Master bleibt, weil er so renommiert sei. 2019 heißt es jetzt endlich: Der Master soll auch Geschichte sein. Damit ist die Japanologie am Ende, denn es wird kein wissenschaftlicher Nachwuchs mehr ausgebildet. Trotzdem wird natürlich weiterhin behauptet werden, dass das mit den „notwendigen“ Reformen keine endgültige Schließung sein muss – auch wenn es vor dem Hintergrund dieser Entwicklung bedauerlicherweise nichts anderes bedeuten kann.

Tatsächlich müssen wir als Studierendenvertreter*innen davon ausgehen, dass es scheinbar vonseiten der universitären Strukturen gar kein ausreichendes Interesse an dem Erhalt des Faches gibt. Denn auf unsere Warnungen – und die von den Mitarbeiter*innen hin – wurde stets versichert, dass effektive Schließungen nicht zur Diskussion stünden. Wir können dagegen nur zum einen auf die Stellungnahmen aus der Japanologie,

dem Fachschaftsrat der Philosophischen Fakultät I und dem Studierendenrat verweisen, die genau das immer wieder kritisiert haben. Und wir können auch nur empört die Versicherung des damaligen Rektors zitieren, der schon im Mai 2017 der „Mitteldeutschen Zeitung“ Folgendes zur Aussetzung der Immatrikulation im Bachelor zu berichten hatte:

„Es geht nicht um die Schließung, sondern um eine Atempause“, versichert Sträter – und: „Das ist hier keine Schlacht, sondern eine offene Diskussion“. Dekanin Schüttemeyer erklärt, was ein vorübergehender Immatrikulationsstop bringen soll: „... dass wir endlich in der Fakultät über ein Konzept reden können – dafür brauchen wir die Auszeit“. Hingegen fürchten nicht nur die Vertreter der derzeit 193 Bachelor-Studenten, sondern auch einige Senatsmitglieder ein schlechendes Ende des Fachs. [...] Einem Antrag nach gut zweistündiger Debatte im Senat, die Abstimmung über den einjährigen Immatrikulationsstop geheim vorzunehmen, wird stattgegeben. Mit 16 Ja- und sechs Nein-Stimmen spricht sich der Senat für die Aussetzung aus. Die enttäuschten Studenten indes wollen Rektor Sträter beim Wort nehmen: Die Japanologie soll bleiben. („Protest an Uni Halle: Angst um die Japanologie“, Mitteldeutsche Zeitung, 4. Mai 2017)

Was dann folgte, war – wie gesagt – das exakte Gegenteil von dem öffentlich und pressewirksam Angekündigten. Im Mai 2017 wurde ausgesetzt, im April 2018 geschlossen. Nun, im Mai 2019 beziehungsweise auf der Senatsitzung am 8.5., wurde eine weitere für das in Halle (Saale) einst hoch-

gelobte Fach durchgesetzt. Als Studierendenvertreter*innen rufen wir deshalb dazu auf, die Japanologie neu aufzubauen. Die wissenschaftlichen und fachlichen Gründe dafür sind ohnehin gegeben, denn das Potential, das Bachelor und Master im Jahr 2017 hatten, haben sie ja nicht verloren. Bedarf, Know-How und Interesse sind ebenfalls weiterhin vorhanden und müssten mit dem entsprechenden Willen und ausreichenden Mitteln einfach nur aktiviert werden. Wir sind dementsprechend empört über die Entscheidung des Akademischen Senates und rufen alle Interessierten und Engagierten dazu auf, sich nicht nur zukünftigen Kürzungen in den Weg zu stellen, sondern die vergangenen auch zu verurteilen.

Und da wir den Glauben an die Hochschuldemokratie noch nicht verloren haben, appellieren wir auch an das Dekanat der Philosophischen Fakultät I, an die beteiligte Professor*innenschaft und das Rektorat, die frühere Ankündigung, einen Studiengang „Modernes Japan“ einzurichten, endlich umzusetzen. Wir appellieren insbesondere an das Verständnis dafür, die langfristigen Folgen dieser Politik im Blick zu haben. Vielleicht mag es vielen Entscheidungsträger*innen jetzt richtig erscheinen, das gesamte Fach aufgrund der Risiken zu kappen, aber genau diese Sichtweise hat ja erst zum Elend der Situation geführt. Es bringt nichts, immer weitere Teile der Japanologie abzugeben, wenn der langsame Tod des Faches die Folge ist. Der Öffentlichkeit wurde der Erhalt des Faches versprochen – und nichts weniger fordern wir ein!

Nutzen wir diese Chance – retten wir die Japanologie!

Offene Linke Liste (OLLi):
14 Sitze (10)

EURE Liste (EULi):
6 Sitze (2)

Grüne Hochschulgruppe/
Vegane Hochschulgruppe
(GHG/VHG): **3 Sitze (GHG: 3)**

Jungsozialistinnen und
Jungsozialisten (Jusos):
3 Sitze (7)

Ring Christlich-Demokratischer
Studenten (RCDS):
3 Sitze (5)

Libérale Hochschulgruppe
(LHG): **2 Sitze (1)**

Campus Alternative:
1 Sitz (1)

Last Girl Standing:
1 Sitz (LISTE: 1)

The independent ones:
1 Sitz

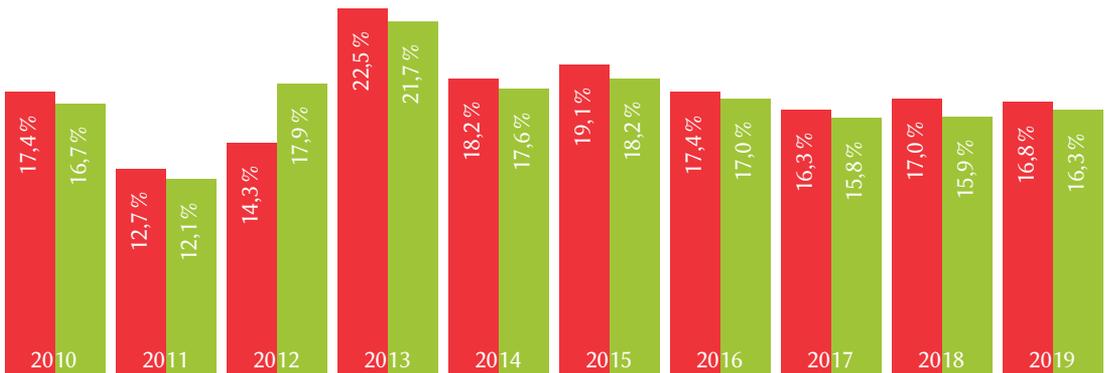
Ohne Kennwort: **3 Sitze (2)**



Sitzverteilung im neuen **Studierendenrat** ab Oktober 2019 laut vorläufigem Wahlergebnis.
In Klammern das Resultat des Vorjahres.



Von insgesamt 22 Sitzen im **Senat** der MLU können die Studierenden 4 Sitze bestimmen. Je ein Sitz ging an OLLi, RCDS, Jusos und LHG.
Im Vorjahr hatte die GHG einen der Sitze bekommen.



Wahlbeteiligung in den vergangenen zehn Jahren. Jeweils links die Beteiligung an den Stura-Wahlen (2010 bis 2015: Stimmzettel aller Fachschaften, ab 2016: Stimmzettel für die offenen Plätze) und rechts die Beteiligung der Studierenden an den Wahlen zum Senat der MLU.

OLLi und EULi gewinnen Stura-Wahl

Beide Listen gewinnen vier Sitze hinzu, EULi verdreifacht dabei sogar ihren Anteil. Offensichtlich waren bei dieser Wahl parteiunabhängige Listen attraktiver als die klassischen Ableger der großen Parteien.

Das Ergebnis der Stura-Wahl vom 15. Mai, das am Donnerstag nach der Wahl im Hühnermanhattan verkündet wurde, bot tatsächlich einige Überraschungen: Die studentische Gruppierung »EURE Liste (EULi)« konnte bei den vorherigen zwei Wahlen, zu denen sie antrat, nie mehr als zwei Mandate erringen. In den nächsten Stura entsendet sie aber sechs VertreterInnen. Dazugewonnen hat auch die Offene Linke Liste OLLi (von 10 auf 14), während RCDS (von 5 auf 3) und Jusos (von 7 auf 3) teils erhebliche Verluste einstecken mussten (siehe nebenstehende Grafik). Gleichzeitig wurden auch Fachschaftsräte und Senatsabgeordnete gewählt.

EULi will studentisches Engagement fördern

Benjamin Bost und Sarah Franke sind zwei Mitglieder der erstarkten EULi-Fraktion. Benjamin erklärt sich das positive Ergebnis damit, dass dieses Jahr einfach sehr viele Studierende auf der Liste angetreten sind: »Viele Leute kennen viele andere Leute und werden dementsprechend häufiger gewählt.« Dazu komme ein hoher Stimmenanteil bei den MedizinerInnen, die »machen gleichzeitig die Hälfte unserer Stimmen aus – was sicherlich daran liegt, dass die MedizinerInnen auf unserer Liste besonders viel Werbung gemacht haben.« Sarah fügt hinzu, dass auch der »Wahl-O-Mat« einen großen Beitrag geleistet habe. »Dadurch sind wir auch erst wirklich bekannt geworden.« EULi war an vielen Fakultäten der MLU vorher tatsächlich kaum sichtbar, hat aber große Teile der technischen Ausführung der Wahlentscheidungshilfe verantwortet.

Der Schwerpunkt des Wahlprogramms von EULi liegt vor allem auf studentischem Engagement – dieses sollte mehr gefördert und wertgeschätzt

werden. Für Benjamin ist vor allem die Verwaltung oft zu wenig entgegenkommend. Er und Sarah sind im Vorstand des Akademischen Börsenkreises, der trotz seines langjährigen Bestehens letztes Jahr keine Räume mehr zugewiesen bekam. Dies stünde beispielhaft für eine Reihe von Problemen, mit denen studentische Initiativen an der Uni zu kämpfen hätten. »Wir wollen sinnvolles Engagement fördern, das nicht irgendwie politisch motiviert ist, sondern bei dem der Nutzen für die Studierenden im Vordergrund steht«, so Benjamin. Sarah führt aus, dass der Stura über das SprecherInnenkollegium die Möglichkeit habe, solche Themen im Rektoratsgespräch zu erwähnen, und fährt fort: »Ich glaube, wenn man mit dem Stura an den Kanzler herantritt, verleiht man solchen Forderungen mehr Ausdruck als durch die einzelne Initiative.« In Bezug auf die neuen Mehrheitsverhältnisse befürchtet Benjamin eine gewisse »Monopolstellung« der OLLi. »Aber«, fügt er hinzu, »im Vordergrund sollte natürlich stehen, dass wir zusammenarbeiten.«

Besorgnis über Abschneiden der Campus Alternative

Die OLLi selbst freut sich in einer Stellungnahme über den errungenen Wahlsieg. Man nehme das Wahlergebnis auch als Bestätigung für den bestehenden Einsatz. »Antifaschistischer Grundkonsens, Solidarisches Semesterticket und der Nachhaltigkeitstopf sind unsere Errungenschaften, die wir erhalten und verbessern können«, so die OLLi auf Facebook. Scharf kritisiert sie hingegen den Wiedereinzug der Campus Alternative Halle (CAH) in den Stura, die erneut einen Sitz erringen konnte. Angesichts des Wahlergebnisses gehen die VertreterInnen der OLLi davon aus, dass die CAH »sich auf einen festen Kern faschistischer WählerInnen verlassen kann«. Das zeige, dass die MLU ein Faschismusproblem habe. In weniger deutlichen Worten kritisierte auch die Grüne/Vegane Hochschulgruppe das Wahlergebnis der CAH-KandidatInnen. Man wolle demgegenüber für eine »weltoffene, internationale Universität und eine solidarische Studierendenschaft« eintreten.

Der Campus Alternative und ihrer Vorsitzenden Hannah-Tabea Rößler, die erneut in den Stura einzieht, werden immer wieder Verbindungen zur rechtsextremistischen Identitären Bewegung vorgeworfen. In einem Statement gegenüber der *hastuzeit* gab sich die Gruppe demonstrativ gemäßigt: »Wir hoffen auf zunehmende Akzeptanz konservativer Gruppierungen«. Der studentische Ableger der AfD fällt in der aktuellen Stura-Legislatur bislang durch recht spärliche Beteiligung auf, man sehe die eigene Aufgabe »weiterhin in konsequenter Oppositionsarbeit«, so die CAH.

Mit den »konservativen Gruppierungen« könnte auch der RCDS gemeint sein, eine Zusammenarbeit erscheint allerdings sehr unwahrscheinlich: In einer Stellungnahme sagte der RCDS, man wolle »absurde und extremistische Ideen gänzlich aus den studentischen Gremien vertreiben«. Trotz seiner Verluste im Stura sieht er die Hochschulwahl insgesamt doch als Erfolg, man freue sich vor allem, den Sitz im Senat verteidigt zu haben.

Gewohnt geringe Beteiligung – gewohnte Mehrheitsverhältnisse?

Auch die Wahlbeteiligung wird eine Rolle bei der Sitzverteilung gespielt haben. Mit 16,76 % ist diese in etwa auf dem Niveau der letzten drei Jahre. Wenn allerdings nicht einmal ein Fünftel der Studierendenschaft wählt, bevorzugt dies unter Umständen kleine Gruppierungen mit einem eingeschworenen Wählerstamm. Trotzdem schätzt die Wahlleiterin Nora Oppermann die Beteiligung der Studierenden positiv ein: »Aus Datenschutzgründen konnten wir dieses Jahr keine Wahlbenachrichtigungskarten verschicken. Dass trotzdem ähnlich viele Berechtigte ihre Stimme abgegeben haben, ist durchaus ein Erfolg«, so Nora.

Trotz der teils erheblichen Verschiebungen wird die Grundausrichtung der Stura-Politik wohl ähnlich sein wie in den vergangenen Jahren. »Die Hochschulpolitik an der MLU ist in den letzten Jahren von einem zwar durchaus links geprägten, aber zu befürwortenden Pragmatismus geprägt gewesen«, so Konstantin Pott, Vorsitzender

der Liberalen Hochschulgruppe. In der Tat bleibt der Anteil an Stimmen links der Mitte (OLLi, Jusos, GHG/VHG) weiterhin bei 20 Stimmen. »Vor allem Jusos und OLLi werden im neuen Stura – wie auch in den letzten Jahren – intensiv zusammenarbeiten, vermute ich«, so Wahlleiterin Nora. Währenddessen spricht das starke Abschneiden der pragmatischen EULi für den Willen der Studierenden, die Hochschulpolitik eher entlang studentischer Themen als tagespolitischer Entwicklungen auszurichten. Das heißt: Die nächste Legislatur des Stura wird wohl ähnlich verlaufen wie die jetzige.

Text: Jonas Kyora
 Grafik: Konrad Dieterich

- Wahlergebnisse für den Studierendenrat und die Fachschaftsräte:
<https://www.hochschulwahl.info>
- Wahlergebnisse für die studentischen Sitze im Senat und den Fakultätsräten:
https://wisswei.verwaltung.uni-halle.de/wahlen/senat-fakrat/hochschulgremienwahlen_2019/

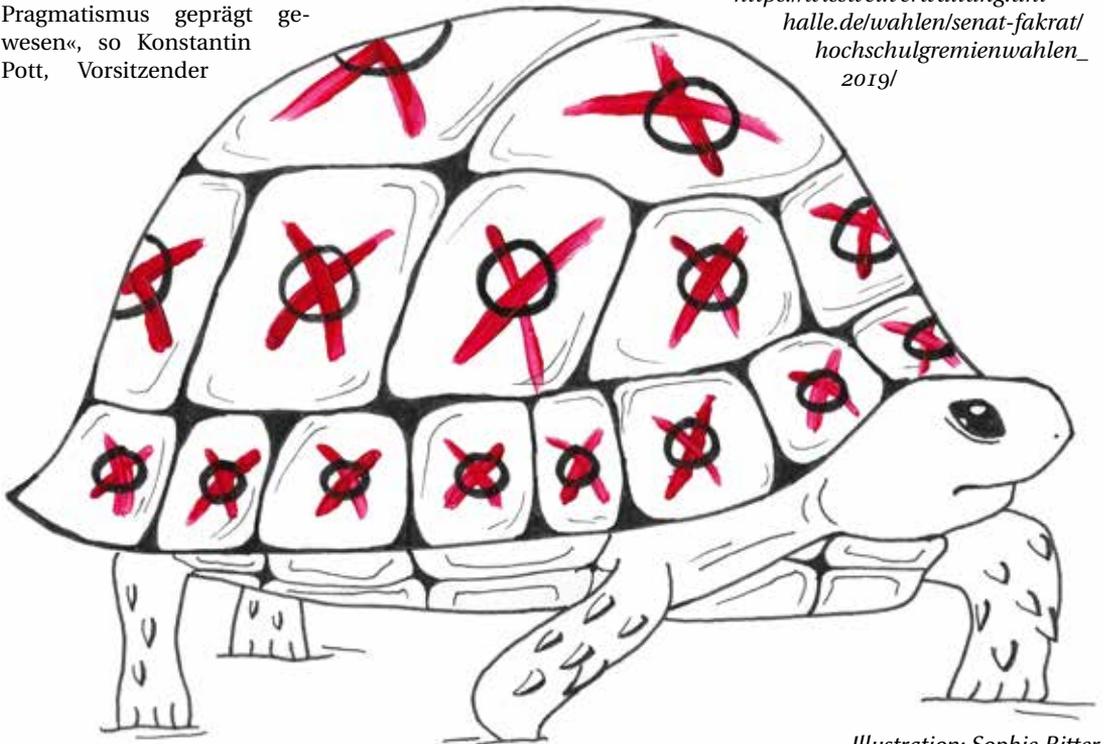


Illustration: Sophie Ritter

Party Populi

Wie sieht die Stimmung unter den Studierenden nach der Hochschulwahl aus? Die *hastuzeit* war auf der Wahlparty im Hühnermanhattan. Eindrücke von Schildkröten, Enttäuschungen und Teamfreude.

22.30 Uhr. Schritte hallen von den Hauswänden wider. Gleich haben wir unser Ziel erreicht. Hinter einem dunklen Hinterhof gedämpfte Musik, mehr eine Ahnung als Gewissheit. Mit jedem Schritt wird der Klang klarer. Aus einem alten, rustikalen Haus leuchtet es verheißungsvoll. Vier junge Frauen stehen rauchend vor der Eingangstür und reden miteinander. Ein Wortfetzen ertönt hörbar: »... bin ja direkt gewählt, wie letztes Jahr.« Zwei Meter entfernt schaut ein Kopf aus einem Stahlcontainer. In der Dunkelheit wirkt er wie eine Schildkröte, die aus ihrem Panzer blickt. Der Kopf sagt: »Ihr könnt mir eure Rucksäcke geben. Ein Euro pro Stück.« Gesagt, getan. Nach zwei Minuten betreten wir beide das Haus.

Drunten ist überraschend wenig los. Überall ist es dunkel. Licht spenden nur ein großer Ofen, eine PowerPoint-Präsentation und einzelne Smartphone-Bildschirme. Die obligatorische Grüppchenbildung wie auf dem Schulhof ist bereits abgeschlossen. Auf die beiden Tanzflächen weiter hinten verirren sich nur die Discolichter.

Wir gehen nach rechts, wo ein Laptop und ein Beamer miteinander verbunden auf einem Tisch stehen und die Wahlergebnisse präsentieren. Offiziell verkündet wurden die Ergebnisse eine halbe Stunde vor unserer Ankunft. Auf den Gesichtern der Zuschauer tut sich wenig beim Anblick der Folien. Während mein Kommilitone an der Bar etwas bestellt, gehe ich zum Laptop und klicke mich durch die Wahlergebnisse. Niemand stört sich daran. Nach einer Weile kommen einige Studentinnen auf mich zu, die mich für einen Wahlexperten halten. Sie studieren an den Franckeschen Stiftungen und befinden sich im zweiten Semester. Für sie ist das die erste Hochschulwahl. Sie äußern sich

schockiert über die ihrer Meinung nach »mickrige« Wahlbeteiligung von 16,8 Prozent. Sie selbst wissen nicht wirklich, was überhaupt gewählt wurde. Der gesamte Wahlkampf ist für die drei Studentinnen, verglichen mit der kurze Zeit später stattfindenden Europawahl, nahezu unsichtbar gewesen. Man habe nichts gesehen oder gehört von Wahlprogrammen und dadurch auch gar nicht erfahren, wofür sich die einzelnen Hochschulgruppen überhaupt einsetzen. Darüber hinaus wollen sie wissen, ob sich durch die Hochschulwahlen in der Vergangenheit jemals etwas änderte und ob diese Wahl jetzt irgendeine spürbare Nachwirkung haben wird. Lediglich einen Namen vom Fachschaftsrat kennen die Studentinnen. Da fühlt sich Politik greifbar an. Der Konsens ist im Grunde: »Ich hab jetzt gewählt, aber was hab ich denn hier gerade gewählt?« Ein wenig enttäuscht ziehen die drei von dannen.

Kurze Zeit später treffen wir auf die Wahlleiterin Nora Oppermann. Sie äußert sich positiv über die Wahlergebnisse. Dass von links bis rechts verschiedenste Hochschulgruppen gemeinsam zusammensitzen und miteinander reden, findet sie gut. Sie ist nun gespannt, was in der Zukunft im Stura passieren wird. Nora bemerkt noch, dass die Mitarbeitenden der Uni, die man als Studierende*r sonst eher selten trifft, wie zum Beispiel die Hausmeister, sehr an der Wahl interessiert sind. Sie fragen öfter nach den Ergebnissen von Stura-Sitzungen, wahrscheinlich auch, da die Hochschule den Ort ihres täglichen Broterwerbs darstellt.

Vereinzelt kommen noch Leute auf uns zu, die mich, da ich näher am Laptop sitze, bitten, dieses oder jenes Ergebnis der Fachschaftsratswahlen anzuzeigen. Überhaupt bemerke ich mit jedem Mal, wie die Leute sich viel mehr für die Fachschaftsräte interessieren. Sobald ein bestimmter Name auftaucht, ertönt ein kurzer Jubel, als hätte der Lieblingsfußballverein ein Tor geschossen. Die Ergebnisse der Sturawahl erzeugen dagegen weniger Freude. Würde der Beamer die Ergebnisse nicht an die Wand projizieren, wüsste man nicht, dass es sich um eine Wahlparty handelt.

Langsam füllen sich die Tanzflächen. Der Beat ist recht anspruchslos und weiß so am ehesten jedem Ohr zu gefallen. Die Temperatur steigt an, während sich immer mehr Menschen erheben, um sich zur Musik zu bewegen. Die Wahlergebnisse finden immer weniger Beachtung. Jetzt wirkt es wirklich wie eine handelsübliche Party. Nach einem kurzen Aufenthalt auf der Tanzfläche verabschieden wir uns von der Veranstaltung, holen unsere Sachen vom Kopf an der Garderobe und verschwinden in die Nacht.

Text: Philipp Klückmann

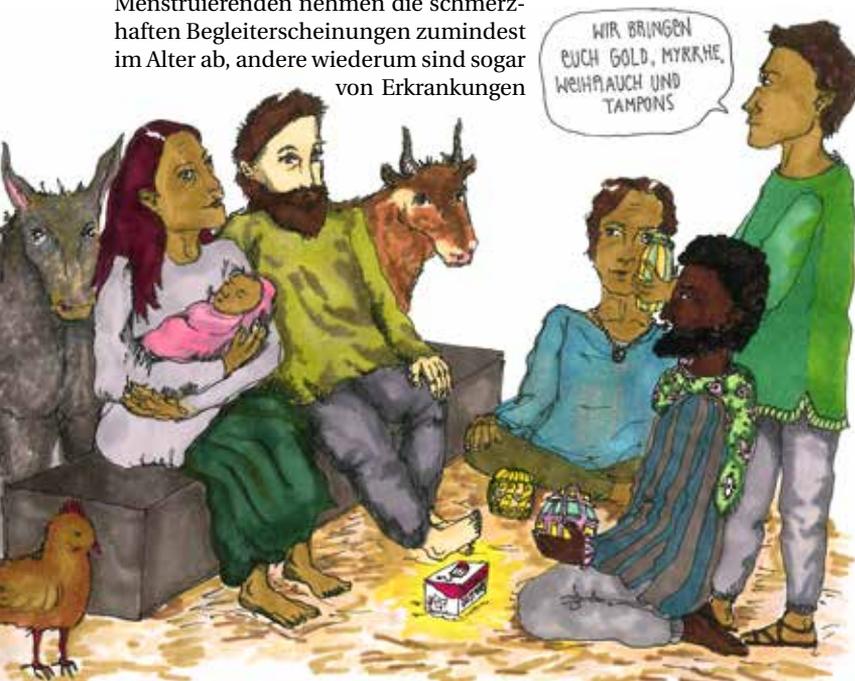
Luxus Periode

Lachskaviar und Schnittblumen seien Dinge des »täglichen Gebrauchs«, Hygieneartikel wie Tampons, Binden und Menstruationstassen hingegen »Luxusartikel«, weshalb diese in Deutschland mit 19 Prozent versteuert werden. Dagegen regt sich Widerstand – an der MLU einer der besonderen Art.

»Frauen können es sich eben nicht ausuchen, einmal im Monat eine SMS vom Uterus zu bekommen: »Nicht schwanger!« Jane, Finanzerin des Fachschaftsrats Neuphilologien, bringt die offensichtliche Ungerechtigkeit der sogenannten »Tamponsteuer« auf den Punkt: Einmal im Monat seine Gebärmutterschleimhaut abzustossen, hat nichts mit Freiwilligkeit zu tun. Stattdessen leidet ein Großteil von Mädchen und Frauen während der Periode unter Unterleibsschmerzen, Übelkeit, Müdigkeit, Stimmungsschwankungen und vielen weiteren Symptomen. Im Alter von durchschnittlich 12,5 Jahren stellt sich erstmals die monatliche Blutung ein und dauert, unterbrochen von Schwangerschaften, bis zur Menopause mit durchschnittlich 51 Jahren an. Bei vielen Menstruierenden nehmen die schmerzhaften Begleiterscheinungen zumindest im Alter ab, andere wiederum sind sogar von Erkrankungen

wie dem Prämenstruellen Syndrom, besser bekannt unter der Abkürzung PMS, betroffen. Hierbei leiden die Betroffenen vor allem unter den psychischen Symptomen ihrer Periode, zum Teil sogar so stark, dass es zu ernsthaften Konflikten im Job oder in der Partnerschaft kommt. Um trotz Blutung am normalen Arbeits- und Privatleben teilhaben zu können, braucht es entsprechende Hygieneartikel: Zwischen 10 000 und 17 000 Tampons und Binden sind über die gesamte fruchtbare Lebensspanne nötig, um Frau der Lage zu werden. Aufs Leben gerechnet ergeben sich hier Kosten im vierstelligen Bereich für insgesamt etwa 500 Monatsblutungen.

Für viele Menstruierende ist die Periode somit nicht nur unangenehm und unausweichlich, sondern auch teuer. Kein Wunder, dass sich immer mehr Widerstand dagegen regt, und das keineswegs erfolglos: In Kenia, Kanada und Frankreich beispielsweise wurde die Mehrwertsteuer auf Hygieneartikel komplett abgeschafft oder zumindest gesenkt. In Deutschland erreichte kürzlich eine Petition von »Neon« und dem Start-up Einhorn, die auf Hygieneartikel den ermäßigten Mehrwertsteuersatz von sieben Prozent forderte, mehr als 81 000 Unterschriften. Der Weg in den Bundestag ist damit geebnet. Die Hamburger Aktivistinnen Yasemin Kotra und Nanna-Josephine Roloff setzen sich ebenfalls mit einer Petition, die sich unter anderem direkt an den Finanzminister Olaf Scholz und die Familienministerin Franziska Giffey richtet, für eine Senkung der Steuer auf sieben Prozent ein. Beide Initiativen argumentieren damit, dass die Tamponsteuer »nur« eine Hälfte der Bevölkerung betrifft. Zum anderen verdienen Frauen hierzulande trotz gleicher Arbeit immer noch weniger Geld als ihre männlichen Kollegen oder arbeiten in Berufen, welche schlechter bezahlt werden, wie beispielsweise im sozialen Sektor. Es ergibt sich somit eine doppelte Diskriminierung: sowohl im Gehalt als auch an der Kasse.



Kritiker bemängeln derweil, dass es ungenau sei, überhaupt von einer »Tamponsteuer« zu sprechen: Der Begriff impliziere, dass es einen besonderen Steueraufschlag auf Menstruationsartikel geben würde; dabei handelt es sich um die reguläre, nicht ermäßigte Mehrwertsteuer, die auf alle Hygieneartikel gilt – auch auf Toilettenpapier, Taschentücher und Windeln. Des Weiteren handele es sich bei der geforderten Senkung der Steuer auf sieben Prozent bestenfalls um Symbolpolitik, schließlich müssten Frauen nach wie vor Tampons und Co. kaufen, Männer hingegen nicht. Konsequenter wäre es vielmehr, für Menstruationsprodukte gar kein Geld mehr zu verlangen.

»Frauen sollten es sich nicht vorschreiben lassen, wie sie menstruieren, sondern selbstständig entscheiden.« – Jane, Finanzerin

fünf Jahren, seitdem lassen sich auf so mancher Damentoilette in den Institutsgebäuden der PhilFak II (zum Beispiel am Steintor-Campus) die unverzichtbaren Hygieneartikel finden. Anlass hierfür waren der Ärger über die Steuer auf Tampons, aber auch die Fassungslosigkeit angesichts mehr oder weniger wohlgemeinter Tipps von männlichen Kommilitonen wie »Lass es doch einfach rauslaufen«. So geht es ja auch vorstatten, könnte man zynisch antworten – und wie Kennerinnen wissen, wird Free Bleeding, also Menstruieren ohne Hygieneprodukte, tatsächlich immer populärer. Allerdings eignet es sich eher für das Home Office. Menstruationsunterwäsche als neue Alternative zu herkömmlichen Hygieneartikeln hingegen ist bislang noch weitgehend unbekannt. Somit greifen die meisten Menstruierenden aktuell auf Tampons und Binden zurück – und diese Produkte liegen auf immer mehr öffentlichen Toiletten, zum Beispiel in Restaurants oder Cafés, gratis aus. Warum also nicht auch in der Uni, dachten sich Jane, Tabea, Caro, Nils und Denise.

Hexenzauber und Hashtags

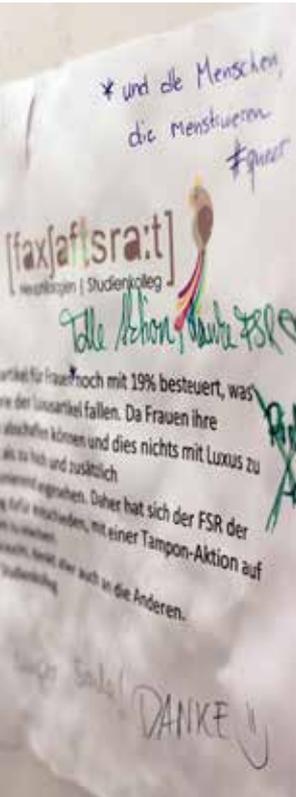
Lange Zeit wäre es undenkbar gewesen, der Periode so viel mediale Aufmerksamkeit zu widmen; war der Umgang damit doch bis ins 21. Jahrhundert mehr von Scham und Versteckspiel geprägt als von Stolz auf die Fruchtbarkeit oder schlicht Normalität. Stattdessen rannten sich von jeher Mythen und Aberglauben um das Monatsblut; so lasse die Berührung einer menstruierenden Frau Wein sauer werden und Milch gerinnen. An einen Türpfosten gestrichen halte das giftige Blut indes sogar Hexen fern. Ein langer Weg, bis Hashtags wie *#periodpositive* oder *#endperiodshame* die sozialen Netzwerke eroberten, sogar ein Menstruationsemoji in Form eines Blutstropfens soll demnächst dagegen helfen, wenn es einem bei der Thematik die Sprache verschlägt – es scheint, als sei die Welt reif, einen neuen Umgang mit dem vermutlich ältesten Makel der Welt zu erlernen: offen und respektvoll, zuweilen sogar amüsant.

Der Fachschaftsrat Neuphilologien der Uni Halle hat indes eine ganz eigene Art gefunden, um auf die verschiedenen Problematiken, die die Menstruation auch heute noch umgeben, aufmerksam zu machen: mit kostenlosen Tampons und Binden. Die Idee hierzu kam den (weiblichen) Mitgliedern vor etwa

16,11 Euro – Lläuft bei dir?

Ein weiteres Problem, welches die Mitglieder des FSR Neuphilologien sehen, ist der Hartz-IV-Regelsatz für Gesundheitspflege: 16,11 Euro monatlich sieht dieser für Arztbesuche, Medikamente, Zahnpasta und eben auch Damenhygieneartikel vor. Da jedoch die Menstruation bei jeder Person unterschiedlich lang und intensiv ausfällt, sei es schwierig, hierfür eine Pauschale festzulegen: »Die eine blutet drei Tage, die nächste sieben – und dann?« An dieser Stelle würden kostenlose Tampons und Binden auf öffentlichen Toiletten ins Spiel kommen, um solche Unterschiede ausgleichen zu können. An der Uni liegen die Tampons und Binden zwar nicht primär





für Hartz-IV-EmpfängerInnen aus, aber auch Studierende kennen bisweilen das Problem, wenn am Ende des Geldes noch zu viel Monat übrig ist. Für die Gruppe ist es daher auch nicht verwunderlich, dass die Schalen häufig schon nach kurzer Zeit leer sind, sondern eher ein Zeichen dafür, dass Bedarf besteht. Ein weiterer Beleg dafür, dass die Aktion dankbar angenommen wird, sei das überwiegend positive Feedback, zumeist auf Jodel oder auf den Info-Zetteln, die über oder an den Schalen befestigt sind.

Natürlich habe es auch Kritik gegeben, zum Beispiel, dass Tampons und Binden nicht besonders nachhaltig seien und somit Menstruationstassen die bessere Lösung darstellen würden. Außerdem würden nicht nur Frauen menstruieren, sondern auch Transmänner, und es sei somit inklusiver, von Hygieneartikeln statt von Damenhygieneartikeln zu sprechen. Als Reaktion hierauf hat die Gruppe die Zettel entsprechend angepasst, doch Menstruationstassen werden auch demnächst nicht auf den Toiletten zu finden sein: »Wir alle sind für mehr

Nachhaltigkeit, aber vielleicht sollten wir erst mal generell über die Besteuerung reden«, wendet Tabea ein. Menstruationstassen seien außerdem erheblich teurer als Tampons und Binden. Darüber hinaus seien letztere vom FSR primär als kleine Aushilfen gedacht, wenn die Periode früher als erwartet beginnt, was ohne hormonelle Verhütung nicht ungewöhnlich ist. Das einzige Problem, vor dem die Gruppe zuweilen stehe, seien abhandengekommene Schalen: Diese andauernd neu zu kaufen, gehe mit der Zeit schon ins Geld. Nichtsdestotrotz wollen sie weiterhin gratis Tampons und Binden auf den Uni-Toiletten verteilen – nun, da die Debatte um die Menstruation und entsprechende Hygieneartikel auch in Deutschland an Fahrt aufgenommen hat, sehen sie sich bestätigt. Hinsichtlich der Petition, die es in den Bundestag geschafft hat, geben sich die fünf zwar eher pessimistisch, aber über eines freut Jane sich doch: 487 Männer, die über Tampons reden dürfen.

*Text und Fotos: Sophie Ritter
Illustration: Emilia Peters*





Faszination Unikino

Das Unikino erfreut sich in Halle großer Beliebtheit. Einmal pro Woche werden Filme der verschiedensten Genres vorgeführt. Was ist die Motivation, sich dort zu engagieren? Was macht die Atmosphäre des Unikinos aus? Wie erfolgt die Auswahl der Filme? Die *hastuzeit* hat sich beim Organisationsteam und den Zuschauern umgehört und nachgefragt, was am Unikino fasziniert.

Donnerstagabend vor dem Audimax. Eine lange Schlange hat sich vor dem Hörsaal XXII bis zur Eingangstür gebildet und wartet gespannt darauf, an der Abendkasse Tickets für den gleich beginnenden Film zu kaufen. Fröhliches Stimmengewirr ist in der Eingangshalle und in dem Hörsaal, der sich immer mehr füllt, zu hören. Schneller als man sich versieht, ist es 20.15 Uhr, und der Raum wird dunkel.

Doch bevor der Film so richtig beginnen kann, sind noch einige Ansagen zu machen und Formalia zu klären, wie die Erläuterung der Notwendigkeit der Clubkarte. Danach beginnt das inzwischen schon legendäre Gewinnspiel, bei dem zu jeder Aufführung die DVD des Films, der gezeigt wird, sowie Freikarten für eine Vorstellung verlost werden.

Im Gespräch mit dem Team und beim Beobachten der Gruppe wird deutlich, dass die Organisatoren des Unikinos vor allem aus Liebe und Begeisterung zum Film die wöchentlichen Veranstaltungen organisieren. »Bei mir hat es damit angefangen, dass ich jede Woche hingegangen bin und gescherzt habe, dass ich da eigentlich mal

mitmachen müsste«, so Greta. Sie sei selber gar nicht auf die Idee gekommen, im Team mitzuarbeiten, und wäre damals angesprochen worden, ob sie nicht Lust hätte mitzumachen. Bei ihrem Vereinskollegen Simon war es genau andersherum: Er erzählt, dass er bei der Harry-Potter-Woche 2016 immer gefragt hätte, ob er nicht beim Aufbau helfen könne. Im Oktober 2016 sei er dann gefragt worden, ob er nicht Lust habe, sich regelmäßig im Team zu engagieren.

Die meisten Mitglieder kamen durch Aufrufe, dass Nachwuchs gesucht wird – was eigentlich immer der Fall ist –, hinzu.

Von Filmauswahl, Finanzierung und Besuchern

Jedes Semester werden die Filme durch das Unternehmen Unifilm, welches ein Netzwerk aus circa 80 Unikinos in ganz Deutschland darstellt, in einer großen Liste mit Vorschlägen bereitgestellt. Aus den Vorschlägen wird dann das Programm für das nächste Semester von den einzelnen Unikinos zusammengestellt. Dabei besteht die Liste aus aktuellen Streifen sowie aus solchen, die an anderen Unikinos gut liefen. Aus den Vorschlägen von rund 200 Filmen darf sich jedes Mitglied aus Halle fünf Filme aussuchen und aufstellen. An einem Abend werden dann in gemütlicher Runde bei Snacks die Filme zuerst grob vorsortiert und dann in einer Feinauswahl ein Semesterprogramm zusammengestellt. So stehen oft mehr Filme – meist um die 50 – bereit, als es Termine gibt. Hier müsse nochmals kräftig aussortiert werden. Oft habe sie eine Strategie zur Selektion, so Greta: »Wenn ich weiß, dass Simon den Film unbedingt will, dann wähle ich den nicht und verlass mich einfach darauf, dass er den auswählen wird.«



Die Finanzierung, so Greta, laufe einerseits über das Netzwerk Unifilm, welches die Lizenzen für die Filmvorführungen besorgt. Andererseits geben noch Sponsoren Geld, die entweder das ganze Netzwerk oder das lokale Uniteam unterstützen. Die Ticketeinnahmen gehen fast komplett zurück ans Netzwerk, wodurch auch kleine Kinos mit wenigen Besuchern durch die großen Kinos mit vielen Besuchern getragen werden. Somit ist es auch zu entschuldigen, dass die Zuschaueranzahl von Film zu Film unterschiedlich ist – zumal das Wintersemester immer besser als das Sommersemester läuft, da das Wetter natürlich die größte Konkurrenz darstellt.

Filme, die eher in den Programmkinos liefen, so Simon, würden im Unikino besser laufen, da viele diese gar nicht auf

dem Schirm gehabt hätten. Häufig komme es auch vor, dass viele Leute zu den Filmen kämen, die sie in den richtigen Kinos verpasst hätten. Highlight sei immer am Ende des Jahres die Vorführung des Klassikers »Die Feuerzangenbowle« mit Heinz Rühmann in der Hauptrolle, wo auf drei Hörsäle verteilt bis zu 1000 Besucher kämen.

»Das Unikino hat seinen Charme«

Auf die Frage beim Publikum nach der Motivation, das Unikino zu besuchen, kommt fast wie aus der Pistole geschossen, dass die Atmosphäre besser sei als in einem normalen Kino. So sei es nicht schlimm, wenn man während der Vorstellung kurz reden würde. Die Geselligkeit sei besser, und viele finden es schön, dass der Hörsaal umfunktioniert wird. Das Team des Unikinos habe es oftmals erlebt, dass Zuschauer in einen Film gegangen seien, ohne zu wissen, welcher Film lief, sondern einfach des Erlebnisses wegen. »Es ist so eine Faszination Unikino, die die Leute herbringt, weil es einfach ein schönes Erlebnis ist«, überlegt Greta. »Es hat halt seinen Charme.«

*Text: Fabian Elbs
Fotos: Benjamin Pape*





Klein, aber fein

Das MDV-Gebiet ist mehr als Leipzig und Halle: Landsberg ist zwar klein, besticht dafür aber im Nordosten Halles mit seiner mittelalterlichen Geschichte und einer eigenen Bierbrauerei.

In wandertüchtiger Ausrüstung besteige ich die S 8 Richtung Wittenberg. Nach einer knappen Viertelstunde Fahrt komme ich an der letzten Station, die mit dem Semesterticket erreichbar ist, an: Bahnhof Landsberg, zwei Gleise am Ende des Ortes, umgeben von Feldern und nur einer einzigen Straße, die in das Wohngebiet zu führen scheint. Ohne meine digitale Landkarte noch einmal zu Rate zu ziehen, begeben sich mich auf mein kleines Abenteuer.

Vor nicht allzu langer Zeit ging ich die selbe Straße entlang. Ein Sportturnier führte mich damals eher zufällig in das kleine Städtchen am Rande des MDV-Gebietes. Beim Durchqueren des Ortes, auf dem Weg vom Bahnhof zum Sportplatz, stach eine bergartige Erhebung mit einem nicht ganz identifizierbaren, aber sehr stark einer Burg ähnelnden Gebäude hinter den Häusern heraus. Fasziniert von den Eindrücken, denen ich auf meinem Weg begegnete, beschloss ich wiederzukommen.

Diese beim ersten Besuch doch sehr präsent über den Dächern hervorragende Erhebung scheint sich heute zu verstecken. Von Neugier getrieben lasse ich mich jedoch nicht aufhalten und laufe zu dem einzigen mir bisher bekannten Ort in Landsberg: dem Sportplatz. Von dort aus würde ich zumindest wissen, in welcher Richtung mein Ziel zu sehen wäre.

Mein Plan geht auf. Endlich angekommen, erscheint die Erhebung allerdings nicht so hoch wie vermutet, doch eine andere Herausforderung sollte dies überschatten. Es gibt keinen Weg nach oben – zumindest nicht leicht auffindbar, wie ich später erfahren sollte. Da ich aber vorsorglich meine

Wanderschuhe angezogen habe, beschließe ich, mir offroad meinen eigenen Weg zu suchen. Durch etliche Büsche und über einige Schieferplatten flanierend, stoppe ich immer mal wieder, um den Ausblick zu genießen. Über die Dächer Landsbergs hinweg sind nichts als Felder und vereinzelt ein paar Windräder zu sehen. In der Ferne zeichnen sich die Umrisse des Harzes ab, und auf der anderen Seite vermute ich sogar Halle zu erkennen. Oben angekommen erwartet mich nicht das burgartige Gebäude – das wäre ja auch zu einfach gewesen – sondern ein circa sieben Meter hohes Metallkreuz mit den Jahreszahlen 1914 und 1918. Da leider kein Informationsschild vor Ort meine Vermutung bestätigt, dass es sich um ein Ehrenmal an den ersten Weltkrieg handelt, zücke ich mein Handy. Ohne LTE, aber noch mit einem Balken Empfang finde ich heraus: Es wurde in den zwanziger Jahren aufgestellt in Gedenken an die Gefallenen des ersten Weltkrieges.

Ich schaue mich um, doch außer dem nun entdeckten offiziellen Weg ist



weit und breit nichts zu sehen. Ein wenig enttäuscht, die Burg nicht gefunden zu haben, beschließe ich, mich auf den Rückweg zu machen. Auf dem sicheren Wanderweg erstreckt sich hinter einem kleinen Waldstück eine Lichtung, die endlich den Blick auf die Burg ermöglicht. 1180 wurde die romanische Doppelkapelle »St. Crusius« von dem östlichem Markgrafen Dietrich III. als Teil einer Residenzburg auf dem Landsberger Porphyrkuppe erbaut. 1545 soll sogar Martin Luther dort mit seinen Söhnen Paul und Martin genächtigt haben. Heute ist die Kapelle markantester Zeuge mittelalterlicher Geschichte Landsbergs und kann zu öffentlichen Führungen besucht werden. Die Ausstellung informiert über die frühe Siedlungsgeschichte der Region, die Ausgrabungen zur slawischen Burganlage, die Geschichte der mittelalterlichen Burg und die Markgrafen von Landsberg. Ein Modell der Burg und eine Fotoausstellung zum Thema Doppelkapellen komplettiert die Exposition.

Mir bleibt ein Einblick in die Kapelle verwehrt, doch fallen mir bei der Erkundung auf eigene Faust Einritzungen in das Mauerwerk auf, die zumeist Jahreszahlen darstellen. Besonders um den Hintereingang herum sind diese teilweise mehr als 80 Jahre alten Gravierungen noch gut zu erkennen.

Nach ein paar Fotos und einem kleinen Picknick mache ich mich nun wirklich auf den Rückweg. Dieser führt mich an der Brauerei »Landsberger« vorbei, in der die Biere, für die Landsberg bekannt ist, gebraut werden. Neben der beliebtesten Sorte »Stolzer Hahn«, einem Pils, werden unter anderem noch das Exportbier »Schräger Vogel« und das Schwarzbier »Zarte Henne« dort produziert. Wenn einem der Sinn also mal nach etwas anderem als dem omnipräsenten Sterni steht, sind die Landsberger Biere eine willkommene Abwechslung und geben einen kleinen Vorgeschmack auf die kleine, aber feine Stadt am Rande des MDV-Gebietes.

Text und Fotos: Cynthia Seidel



Zeichen setzen? Ach was!

Wir raten davon ab, Dich an denkmalgeschützten Gebäuden zu verewigen. Stattdessen raten wir Dir dazu, im historischen Stura-Haus an zukünftigen Ausgaben der *hastuzeit* mitzuwirken. Hier kannst Du nicht nur Zeichen, sondern ganze Artikel setzen – tatsächlich mangelt es uns gravierend an Menschen, die unsere Inhalte layoutmäßig in Form bringen wollen.

Falls Du bisher noch keine Erfahrungen in dem Bereich gesammelt hast, auch gut. Du bekommst alles Notwendige beigebracht und wirst bald sehen, dass »Layouten« eine dankbare Tätigkeit ist. Erste Erfolge stellen sich schnell ein, und es macht Spaß, dem Heft beim Entstehen zuzuschauen. Dankbar ist natürlich auch die Redaktion. Geld erwartet Dich allerdings keins – wir sind hier alle ehrenamtlich dabei. Dafür hast Du es mit einem großenteils netten und aufgeschlossenen studentischen Team zu tun und kannst Dich auch anderweitig einbringen: Artikel schreiben, lekturieren, illustrieren und vieles mehr.

Fühl Dich angesprochen und melde Dich: redaktion@hastuzeit.de

P.S.: Auch im kommenden Semester bieten wir wieder unser ASQ-Modul »Studierende schreiben für Studierende« an.



Zwei Highliner in den französischen Alpen auf 1300 Metern

Hoch hinaus auf schmalem Band

Zwischen Baumkronen, Wolken oder in vollkommener Leere – Highliner
versetzt einen an atemberaubende Orte, mitten in der Luft.

Slacklines wird oft mit Seiltanzen verglichen, hat aber tatsächlich einen ganz anderen Ursprung. In den 60er Jahren wurde es einigen Kletterern im Yosemite-Nationalpark (USA) zu langweilig, und sie begannen auf Absperrtauen und -ketten herumzubalancieren, bis sie schließlich eigene Klettermaterialien benutzten. Dieser Balanceakt auf der *Slackline* (dt. schlaffe Leine) wurde zu einer neuen Herausforderung und entwickelte sich mit dem Aufkommen des Schlauchbands in den 80ern schnell zu einer eigenen Sportart.

Auch auf der Ziegelwiese in Halle kann man von Zeit zu Zeit einige SlacklinerInnen erspähen. Slacklines gibt es in vielen Formen, Farben und Größen: kurze, lange, straffe, lockere, dünne,

dicke, niedrige und hohe. Es ist ein Sport voller Möglichkeiten und Kreativität. Daher ist es auch wenig überraschend, dass schon nach kurzer Zeit die ersten Slacklines in mehreren Metern Höhe gespannt wurden – das war die Geburtsstunde des *Highliners* (dt. Hohe Leine).

Aufbau für den Extremfall

Heutzutage ist das *Riggen* (dt. Aufbauen) einer solchen Highline hochkomplex. Highline-Setups sind immer redundant ausgelegt. Die verschiedenen wirkenden Kräfte müssen berechnet, das Material sorgfältig ausgesucht und die Ankerpunkte für die Line präzise untersucht werden. Gesichert ist man durch einen Klettergurt, der mit der *Leash* (dt. Leine) durch einen Achterknoten verbunden ist. Die Leash besteht hierbei aus einem Stück Kletterseil und einem Stahlring, der geschlossen um die Highline liegt. Dabei kann also nichts aufgehen, brechen oder reißen. Zusätzlich gibt es noch eine »Backup-Line«, die ebenfalls an einem Ankerpunkt fixiert und mit Tape unter die »Main-Line« geklebt wird. Diese Backup-Line



Janne in Ostrov

sichert die HighlinerInnen im Falle eines Reißens der Main-Line, was aber in Wirklichkeit eher selten vorkommt. Der Aufbau von Highlines ist eine komplizierte Angelegenheit, dafür ist das Begehen im Anschluss aber auch umso sicherer für die SportlerInnen.

Heute findet man Highlines, die zehn bis mehrere hundert Meter hoch aufgebaut und meistens zwischen 30 und 200 Meter lang sind. Gespannt werden sie zwischen allem, was in der Höhe liegt – Felsen, Bäumen, Häusern und Industriekränen zum Beispiel. Natürlich gibt es auch hier Extreme: Den Weltrekord für die längste gelaufene Nylon-Highline wurde 2016 in der Auvergne (Frankreich) mit 650 Metern Länge in 200 Metern Höhe aufgestellt. Die höchste Highline über Grund ist jedoch

»Das schweißßt total zusammen«

Am Himmelfahrtswochenende dieses Jahres trafen sich SlacklinerInnen aus ganz Deutschland in Ostrov (Tschechien), um gemütlich miteinander zu highlinen. Neben dem Steinbruch in Löbejün (nördlich von Halle) ist Ostrov im Elbsandsteingebirge einer der wenigen Highlinespots in der Region. In dieser kunterbunten Mischung von Menschen hat sich die *hastuzeit* Felix und Janne aus Halle rausgesucht, um mit ihnen ein kleines Interview zu führen.

Wann wart ihr das erste Mal auf einer Highline?

Felix: Das war vor drei Jahren in Chemnitz beim Slackfest 2016.

Janne: Ich war vor zwei Jahren das erste Mal in Löbejün auf einer 20-Meter-Line.

Wie oft im Jahr geht ihr highlinen?

Felix: Durchschnittlich ein- bis zweimal im Monat.

Janne: Ich vielleicht dreimal im Jahr.

Hattet ihr vorher Höhenangst, und habt ihr jetzt noch Höhenangst?

Janne: Ich hatte keine, weil ich vorher schon klettern war.

Felix: Ich habe keine Angst, aber Respekt vor der ganzen Geschichte.

Was gefällt euch am meisten daran, auf der Line zu sein?

Janne: Ich find's cool, wenn man den Moment hat, in dem man in der Luft auf einem Band ist, sich dann umschaut und so richtig spürt, wie man mitten im Nichts steht.

Felix: Was gefällt mir am besten am Highlinen? Naja, dass man sich mit dem Respekt oder mit der Angst so sehr auseinandersetzen muss. Man muss sich da sozusagen selbst im Kopf drauf einstellen, um das hinzukriegen und das durchzuziehen. Aber auch die ganze Vorbereitung dafür. Das ist ein schöner Prozess bis dahin. Man plant

und baut das auf, geht da drüber, freut sich und ist am Ende total glücklich, dass man so eine Leistung vollbracht hat.

Kann ein normaler Mensch auch Highlinen lernen?

Janne: Ich glaube, wir sind auch normale Menschen. Ich habe mindestens ein Jahr gebraucht, um ein paar Schritte zu laufen, also ja.

Was braucht man dazu?

Janne: In meinem Fall braucht es die Community, die einem die Lines aufbaut und einen draufzwingt. Es muss aber natürlich auch Spaß machen.

Felix: Man muss es auf jeden Fall wollen, sich auch ein bisschen überwinden und dazu zwingen, das zu machen. Das macht man nicht mal so kurz nebenbei, sondern das ist dann schon eine größere Sache.

Ein schönes Erlebnis?

Felix: Hier in Ostrov jetzt beim Meeting hab ich's geschafft, die Motu – das ist eine 100-Meter-Highline – einfach durchzulaufen, und auch ohne dass ich jetzt die Erwartung vorher hatte. Ich bin da mit dem Gedanken rangegangen: »Oh, die ist ganz schön lang und ist auch hoch und ausgesetzt. Schaff ich das? Kann ich das schaffen?« Da bin ich draufgegangen und hab's gemacht, und das ist schon ein geiles Gefühl danach.

Janne: Wir waren mal in der Türkei, und da sind drei Lines übereinandergespannt gewesen. Da bin ich zum ersten Mal eine Highline durchgelaufen. Nebenbei war Felix ganz oben und Frauke in der Mitte auf der Line, und wir waren alle zu dritt in der Türkei, an der Riverside auf den Lines, und das war schon richtig cool. Das ist einfach ein schönes Gefühl, wenn man zusammen so was erlebt. Das schweißst total zusammen.

Felix: Ja, das Wichtigste ist, dass man das zusammen mit den anderen macht. Das ist ein Gesamtpaket.



Frauke in Löbejün

tatsächlich eine Ballon-Highline, die zwischen zwei Heißluftballons 1400 Meter über dem Erdboden (1800 Meter über dem Meeresspiegel) befestigt und dann von Andy Lewis gelaufen wurde.

Ausblick mit Nervenkitzel

Doch wenn der Wind durch das Haar weht, die Sonne auf den Rücken scheint und sich unter den Füßen nichts außer 2,5 Zentimeter dünnes Band und 50 Meter gähnende Leere befinden, versteht man diese Verrücktheit plötzlich. Keiner vergisst das erste Mal auf einer Highline. Es brennt sich ins Mark und lässt nicht mehr los. Für viele ist es der Beginn des Kampfes gegen die Höhenangst, gegen die Angst vor dem Fall.

Für andere ist es die atemberaubende Leere, der umwerfende Ausblick und der Beginn einer neuen Passion. Auf jeden Fall ist es für alle eine Herausforderung. Eine Reise, auf der man seine körperlichen und psychischen Grenzen zu erforschen und dann zu überschreiten wagt.

Schon auf einer normalen Slackline im Park braucht man Gleichgewicht, Körperspannung, Konzentration und eine gleichmäßige Atmung, um die Schwingungen der Line auszugleichen und ruhig auf dem Band laufen zu können. Selbst wenn man diese grundlegenden Techniken beherrscht – auf der Highline muss man fast schon wieder von vorn beginnen. Die psychische Komponente ist für viele so präsent, dass der Körper sich weigert, die gewohnten Bewegungen einfach umzusetzen. Auch wenn man keine richtige Angst hat, ist die Umgebung so ungewohnt, dass man meistens mehrere Wochen oder Monate braucht, um endlich aufstehen und ein paar Schritte machen zu können. Natürlich dauert das Ganze dann gleich mal doppelt so lang, wenn man wirklich Höhenangst oder Angst vorm Fall hat. Doch gerade das macht die Herausforderung – überwindet man seine Ängste nicht am besten, indem man sich damit konfrontiert? Aus eigener Erfahrung kann ich das bestätigen. Der Weg ist lang, doch es lohnt sich, denn man wird man einem fantastischen Gefühl und einem wunderbaren Ausblick belohnt.

Für alle Angsthasen, fanatische KletterInnen, SlacklinerInnen und »normalen« Menschen da draußen: Probiert es einfach mal aus! Vielleicht entdeckt Ihr Eure neue Passion, vielleicht auch nicht. Aber ein Erlebnis ist es auf jeden Fall wert.

Motivierte SlacklinerInnen vom Slackline Halle e.V. findet Ihr immer donnerstags gegen 17 Uhr auf der Ziegelwiese. Geht einfach hin und macht mit, denn jeder ist willkommen!

*Text, Interview und Fotos: Lea Albert
Foto »Peter aus Leipzig«: panoRAL*



Peter aus Leipzig am Karl-Heine-Kanal

Der Slackline Halle e.V. ist ein gemeinnütziger Sportverein rund ums Slacklines. Hier könnt Ihr euch ausprobieren, wie Ihr lustig seid. Neben den gewöhnlichen Slacklines (Lowlines), gibt es auch Jumplines/Tricklines, Longlines, Rodeolines, Waterlines und natürlich auch Highlines.

- www.slacklinerhalle.de
Instagram, Facebook: *slacklinerhalle*

Wer in Leipzig wohnt oder das Highlinen erst einmal langsam angehen möchte, kann sich auch mit den SlacklinerInnen des Slacknetz Leipzig e.V. am Karl-Heine-Kanal treffen. Dort gibt es eine anfängerfreundliche »Midline« (mittelhohe Highline) in ca. 10 Metern Höhe über Wasser.

- www.slacknetzleipzig.de
Instagram, Facebook: *slacknetzleipzig*

Wenn der Bildschirm zum Gift wird

Das Smartphone vereinfacht unser Leben auf vielfältige Weise. Ob als Wecker, Kalender oder Musikplayer, es ist immer an unserer Seite. Doch was, wenn das Handy unser Leben bestimmt und wir mehr Zeit vor dem Bildschirm verbringen, als uns lieb ist? Ein Essay über unseren Medienkonsum und die digitale Entgiftung.

Stell dir vor, du gehst auf ein Konzert.

Es ist dunkel. In Kürze betritt die Band das Rampenlicht. Die ersten Scheinwerfer auf der Bühne gehen an und das Getuschel in der Menge nimmt ab. Gleich geht es los. Der Puls steigt. Doch noch bevor die ersten Bandmitglieder die Bühne betreten, recken schon fünf Menschen direkt vor dir ihre Smartphones in die Luft und beginnen zu filmen. Du siehst gerade noch den Rand der Bühne und kannst den Rest nur durch die Bildschirme deiner Mitmenschen betrachten. Das Satireportal Postillon titelte dazu vor kurzem passend: »Frau verpasst komplettes Konzert, um

wackeliges, verschwommenes Video samt undefinierbaren Geräuschen mit ihrem Smartphone aufzunehmen« und traf damit auf den Punkt, was mittlerweile Standard auf vielen Veranstaltungen ist.

Das Smartphone ist immer und überall dabei und dokumentiert jeden uns wichtigen Moment oder fungiert als unser kleiner, allwissender Assistent. Kein Clubbesuch bleibt ohne Bild für die Instagram-Story, keine Diskussion mit Freunden ohne den Faktencheck auf Wikipedia. Immer wieder holen wir es raus, um die neusten Nachrichten auf Whatsapp abzurufen, die Schlagzeilen des Tages zu lesen oder uns die Zeit in sozialen Netzwerken totzuschlagen. Das Gerät, das unser Leben vereinfachen soll, wird somit immer mehr zum Zeitfresser und Stressfaktor.

Wenn du schon einmal das Vibrieren in deiner Hosentasche gespürt hast, ohne dass das Handy tatsächlich vibriert hat, leidest du möglicherweise unter dem »Phantom-Vibration-Syndrom«. Ein Syndrom, welches unter Smartphone-Nutzern weit verbreitet ist und zu Fehlwahrnehmungen führt. Das Smartphone hat uns mehr im Griff, als wir manchmal vermuten. Für einige ist das Grund genug, sich zeitweise komplett vom digitalen Leben zu distanzieren und auf das Mobiltelefon zu verzichten.

Doch ist es wirklich nötig, das Smartphone aus dem Fenster zu werfen und sich mit klobigen Tastenhandys zurück in die digitale Steinzeit zu katapultieren? Anstatt des radikalen Verzichts wäre doch eine digitale Balance sinnvoller. Wir müssen nicht komplett auf das Smartphone verzichten – denn dazu ist es zu hilfreich. Jedoch sollten wir unseren Medien- und Handykonsum kritisch hinterfragen. Der Trend des *Digital Detox* unter Smartphone-Nutzern, welche sich nicht mehr von der Technik bestimmen lassen wollen, wird immer populärer.

Die ständige Erreichbarkeit zum Beispiel ist für viele mehr Stress als sinnvolle Errungenschaft. Wir sollten uns von dem Gedanken, auf jede Nachricht innerhalb von höchstens 10 Minuten antworten zu müssen, befreien. Ein guter erster Schritt für die Entgiftung wäre, die Push-Benachrichtigungen komplett auszuschalten und wieder selbst zu entscheiden, wann man Nachrichten lesen will.

Um sich mehr vom Bildschirm zu lösen, können auch smartphonefreie Räume sinnvoll sein. Niemand braucht das Handy neben dem Bett, wenn man sich genauso gut von einem analogen Wecker wecken lassen kann. Die Morgenstunden ohne das Smartphone für sich zu nutzen und nicht sofort erreichbar zu sein, ist wesentlich gesünder, als noch im



Bett die ersten Nachrichten zu beantworten. Womit wir auch schon bei einer weiteren nützlichen Strategie wären: smartphonefreie Zeiten. Sei es nun für ein paar Stunden am Tag oder einen Tag in der Woche: Es hilft, sich regelmäßig von seinem Smartphone zu verabschieden. Auch das Treffen mit Freunden kann ohne die Ablenkung durch das Handy gestaltet werden. Anstatt in einer Bar während des Gesprächs ständig im Handy zu versinken, kann man sich auch ein Spiel daraus machen, darauf zu verzichten. Einfach alle Geräte in der Mitte des Tisches sammeln, und wer als erstes sein Smartphone in die Hand nimmt, darf die nächste Runde bezahlen. So kann man sich auf das Gespräch mit Freunden konzentrieren und hat sogar die Chance auf ein Freigetränk.

Wichtig ist auch, sich wieder ins Bewusstsein zu rufen, wie oft man das Handy tatsächlich benutzt. Mittlerweile gibt es zahlreiche Apps, mit denen man

die Nutzungsdauer messen und sich tägliche Limits setzen kann. 20 Minuten Social Media am Tag können auch erfüllend sein, wenn man sie bewusster nutzt.

Letztendlich ist es jedem selbst überlassen, wie gestört er sich von seinem Smartphone fühlt. Trotzdem ist es angenehm, sich von Zeit zu Zeit mal aus dem digitalen Leben zu verabschieden. Es kann auch ganz schön sein, mit Freunden zu kochen, ohne gleich den Abend oder das Essen auf zig Bildern zu dokumentieren. Und an ein gutes Konzert erinnert man sich auch ohne verwackeltes Video mit schlechtem Sound.

Versprochen!

Text: Robin Waskowski

Illustrationen: Golo Todorov



Alles hat ein Ende, nur der Durst hat keins?

Der Ausdruck »Alkohol« geht auf den arabischen Begriff »al-kuhl« zurück, was so viel wie »das Feinste« oder »feines Pulver« bedeutet. Doch was steckt hinter der Beliebtheit des »feinsten« Genussmittels? Aus welchem Grund geht mit zunehmender Promille unser Sozialverhalten flöten? Und tötet der Alkohol wirklich Gehirnzellen ab? Ein kritischer Beitrag rund ums Tanken, Zischen, Saufen, Bechern, Kneipen, Picheln, Pietschen, Zwitschern, Kübeln, Heben oder Zechen.

»Guten Morgen, du siehst aber fertig aus!«, begrüßt sie ihr Mitbewohner grinsend. »War wohl gestern ein Weinglas zu viel?«, stichelt er weiter. Laura ist gerade aber gar nicht nach Scherzen zumute. Sie murmelt etwas Unverständliches, holt sich ein Glas Wasser aus der Küche und wankt unsicheren Schrittes zurück ins Bett. Lauras Kopf dröhnt höllisch, und stöhnend verwirft sie alle für heute geplanten Termine.

Vom Rausch zum Referat, mit Bier zur Bib

Laura studiert im vierten Semester Biologie und gehört damit zu der Gruppe mit dem größten Konsumverhalten: StudentInnen kippen im Durchschnitt mehr Alkohol als Auszubildende Erwerbstätige, Arbeitslose oder SchülerInnen. 37,3 Prozent aller Studis konsumieren regelmäßig alkoholische Getränke, wie eine Studie der Bundeszentrale für gesundheitliche

Aufklärung (Bzga) feststellte. Fast jede/r zehnte StudentIn gab bei der Umfrage an, sich mehrmals pro Monat bis in den Rauschzustand zu trinken.

Allerdings stellte das Dänische Evaluations-Institut (EVA) bei einer Umfrage von 14 660 Studierenden fest, dass Personen, die regelmäßig in den Genuss von Alkohol kommen, mit einer höheren Wahrscheinlichkeit ihr Studium abschließen. Die Promille sind dafür aber leider nicht ausschlaggebend, da der Zusammenhang keine Kausalität aufweist. Stattdessen führt die Interaktion mit KommilitonInnen zu neuen

Freundschaften am Universitätsstandort und damit zu einem lebenswerteren Studienumfeld. Diese Geselligkeit wird oftmals in Verbindung mit Genussmittelkonsum ausgelebt, weshalb das Bier auch gerne mal durch eine alkoholfreie Alternative ersetzt werden kann.

»Für die Deutschen ist Bier wie Trinkwasser.«

Das Handy leuchtet auf, und Laura blickt aufs Display – ihre beste Freundin hat einige Fotos der letzten Partynacht gesendet. Laura sieht sich die verschwommenen Aufnahmen kritisch an. Dabei fällt ihr auf, dass fast jede Person ein alkoholisches Getränk in der Hand hält. Zu Partys gehört wohl für viele Menschen Promillehaltiges wie selbstverständlich dazu. Wer nichts trinkt, muss sich rechtfertigen. Alkohol hat sich zur »gesellschaftlichen Norm« entwickelt, da fast jede Berufsgruppe konsumiert und die Folgen dadurch verharmlost werden. Deutschland gehört zu den »alkoholdeterminierten« Kulturen: Der Konsum ist kollektiv anerkannt, solange ein bestimmtes Maß nicht überschritten wird.

»Deutsche sind sehr gut darin, literarische Alkohol, wie Bier, zu trinken. Ich würde jeden Wettbewerb verlieren! Seit ich in Deutschland bin, rauche ich nicht mehr, aber habe begonnen, die kleinen Likörfaschen wie Klopfer oder Jägermeister zu mögen. Außerdem genieße ich Wein und Radler. Und als es Winter wurde, war der Alkohol sehr hilfreich, um mich warm zu halten«, beschreibt Anto aus Indonesien seine Erfahrungen. Der usbekische Dosov hat ähnliche Beobachtungen gemacht: »Für die Deutschen ist Alkohol, ich meine Bier, wie Tee für uns, den wir trinken, wenn wir frühstücken. Für die Deutschen ist Bier wie Trinkwasser.«



Auch zahlreiche Rituale sind mit dem Genuss von Spirituosen verbunden. Wein oder Sekt assoziieren wir beispielsweise mit festlichen Aktivitäten wie den Feierlichkeiten bei einer Taufe oder Hochzeit. Außerdem ist die Konsumart ein Indikator des gesellschaftlichen Status. So wäre es beispielsweise eher ungewöhnlich, BauarbeiterInnen während der Arbeit mit einem Glas edlen Champagners in der Hand zu beobachten.

Zum Konsumverhalten von verschiedenen Völkern bestehen ebenso Stereotype, so verbindet man beispielsweise Wodka mit Russland oder Polen, wohingegen Griechenland mit Ouzo verknüpft wird. Durch diese Abgrenzung zu anderen Kulturen, aber auch durch mit einer bestimmten Alkoholart verbundenen Ritualen bestärkt der Konsum die Identifikation mit der eigenen Nation.

Juan aus Kolumbien schreibt: »In Deutschland darf man Bier ab 16 trinken, in Kolumbien erst ab 18. Wobei die Leute normalerweise mit 15 oder 16 Jahren auf den Partys anfangen zu trinken, einige davon, ohne dass es die Eltern überhaupt wissen. Der Alkohol ist teurer in Kolumbien, da viel importiert wird und auch die Mehrwertsteuer hoch ist. Am häufigsten zu sehen ist ein traditioneller Anisschnaps, der Aguardiente, ähnlich zu Ouzo.« Auch in Indonesien treten einige gesellschaftliche Unterschiede auf: »Es gibt viele verschiedene Kulturen in Indonesien – Christen, Muslime, Hinduisten, Buddhisten und so weiter. Jede Kultur hat ihre eigenen Regeln und Traditionen. Ich bin Moslem. Eigentlich wäre es für mich verboten, Alkohol zu trinken, aber wir nennen uns selbst »flexibel« – das bedeutet, dass jeder trinken kann, wenn wir zusammensitzen oder zu einer Party gehen, vor allem die jüngeren Generationen.

Nur an Ramadan sollte man entscheiden, ob man den Regeln folgt oder nicht. Alkohol ist in Indonesien kein großes Thema, nur in den touristischen Gebieten wird viel Promillehaltiges getrunken. Wichtiger sind Zigaretten. Aber jeder indonesische Mann mag Whisky! Wein oder harter Alkohol sind in Indonesien zum Beispiel sehr teuer. Der bekannteste Alkohol ist Bintang-Bier oder Tuak, ein selbstgemachter Palmwein«, erzählt Anto.

Ur-Alkohol aus der Milch trächtiger Stuten

Schon Lauras Vorfahren haben sich mit großer Wahrscheinlichkeit an dem Genussmittel erfreut. Alkohol beziehungsweise Ethanol oder Äthylalkohol (C₂H₅OH) kann als Genuss-, Nahrungs- und Rauschmittel auf eine lange Tradition blicken. In der Mittelsteinzeit um 10000 vor Christus entdeckten unsere Vorfahren zufällig die

berauschende Wirkung überreifer Früchte. Die ersten schriftlichen Aufzeichnungen über die gezielte Herstellung alkoholischer Getränke reichen bis ins dritte Jahrtausend vor Christus zurück und stammen aus Ägypten. Andere Quellen datieren die erste Weinherstellung in Mesopotamien und dem Iran sogar schon auf das fünfte Jahrtausend vor Christus. Im Laufe der Geschichte wurden die Menschen immer kreativer, um aus den vorhandenen Ressourcen Alkohol zu produzieren. So lernten beispielsweise die Germanen, Honigmet aus altem Honig herzustellen, die Römer kelterten ihren Wein aus vergorenen Trauben, und umherziehende Nomaden erhielten Alkohol aus der Milch trächtiger Pferde.

Da besonders die Weinherstellung im Mittelalter sehr aufwendig und teuer war, konnte sich zunächst nur die obere Bürgerschicht an dem Genussmittel erfreuen. Schließlich wurden die zweite Hälfte des Mittelalters und die Frühphase der Moderne durch die Erfindung des Branntweins beeinflusst. Zuerst diente die neue Entdeckung als Arzneimittel, welche in Klöstern gebraut und in Apotheken als Wundermittel verkauft wurde. Allerdings entwickelte sich der Branntwein im 15. Jahrhundert zum Genussmittel.

Mit dem Beginn der Industrialisierung änderte sich das Konsumverhalten grundlegend. Ausgelöst durch die harte Arbeit und die entstehende Armut kam der »Elendsalkoholismus« auf. Immer mehr Personen hatten mit ihrer Sucht zu kämpfen, die durch die Bezahlung zahlreicher ArbeiterInnen und TagelöhnerInnen mit alkoholischen Getränken begünstigt wurde. Einige Länder reagierten auf den sich ausbreitenden Alkoholmissbrauch, wie die USA mit der Prohibition, welche die Herstellung und den Vertrieb von Alkohol zwischen 1920 und 1933 verbot.

Auch die Medizin reagierte nur sehr schleppend: Erst im Jahr 1968 wurde Alkoholismus offiziell als Krankheit eingestuft.

Das Leben fest im Griff oder doch die Flasche?

Rückblick zur letzten Nacht. Bauernclub, kurz nach halb drei. Laura setzt die Weinflasche an und trinkt. Der Alkohol gelangt über die Schleimhaut des Verdauungstraktes in den Blutkreislauf und wird von dort aus in ihrem ganzen Körper verteilt. Etwa 30 bis 60 Minuten nach dem Genuss kann deshalb die höchste Blutalkoholkonzentration gemessen werden. Das Genussmittel wird über das Blut auch ins Gehirn transportiert und wirkt zunächst stimulierend auf die Nervenzellen, dann hemmend. Oft wird das Hormon Dopamin ausgeschüttet, welches die Aktivierung des Belohnungssystems antizipiert.

Sobald der Alkohol in den Körper gelangt ist, schütten die Nerven statt aktivierender vor allem hemmende Botenstoffe aus, wodurch die Weiterleitung zwischen den Zellen gestört wird. Dadurch lässt sich auch erklären, weshalb Befehle nicht mehr so schnell wie im nüchternen Zustand bei den Muskeln ankommen und Betrunkene anfangen zu taumeln. Laut einem Infoblatt der American Association for the Advancement of Science ist die Gehirnregion, die besonders schnell vom Alkohol erreicht wird, das Zurückhaltezentrum. Somit lässt sich



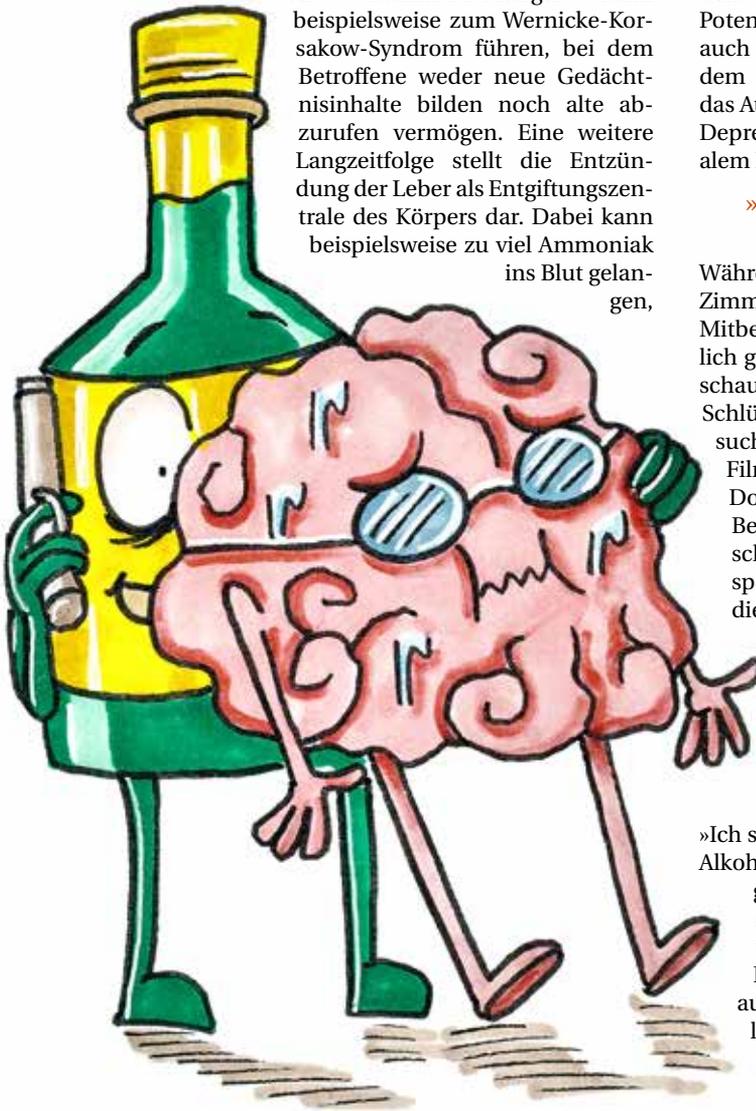
auch erklären, weshalb angetrunkene Personen viel offener und gesprächiger werden. Kurzfristige Folgen nach dem Konsum können außerdem Gereiztheit, Aggression, Kommunikationsschwierigkeiten, schlechte Urteilskraft, Benommenheit und gesenkte Aufmerksamkeit sein. Bei der Beschreibung der Phänomene ist es allerdings unmöglich, allgemeingültige Aussagen zu treffen, da jede Person anders auf das Genussmittel reagiert. Außerdem sind die Effekte abhängig von Alkoholkonzentration, Gewöhnung, seelischer und körperlicher Beschaffenheit sowie Toleranzentwicklung. Die Deutsche Hauptstelle für Suchtfragen e.V. beschreibt einen Zusammenhang zwischen Konsum und risikobereitem Verhalten sowie Unfallgefahr. Das ist auch der Grund dafür, dass

es untersagt ist, ab einem bestimmten Promillegehalt im Blut Auto zu fahren.

Nach dem Rauschzustand funktioniert die Weiterleitung zwischen den Zellen wieder wie zuvor. Bei der britischen Studie »Whitehall II« wurden 5000 Personen mit unterschiedlichem Trinkverhalten aufgefordert, Denkaufgaben zu lösen. Erstaunlicherweise schnitten die Abstinenzler im Durchschnitt am schlechtesten ab. Die meisten betrunkenen Personen erhielten wohl die größten Hirnschädigungen durch einen Sturz oder eine Schlägerei, schreibt auch das Portal »The Naked Scientists« der Universität in Cambridge.

Allerdings schadet Alkohol bei übermäßigem Konsum doch dem Körper und damit auch dem Gehirn. Ein durch ex-

zessives Trinkverhalten ausgelöster Vitamin-B1-Mangel kann beispielsweise zum Wernicke-Korsakow-Syndrom führen, bei dem Betroffene weder neue Gedächtnisinhalte bilden noch alte abzurufen vermögen. Eine weitere Langzeitfolge stellt die Entzündung der Leber als Entgiftungszentrale des Körpers dar. Dabei kann beispielsweise zu viel Ammoniak ins Blut gelangen,



das die Nervenzellen im Gehirn angreift. Die 2009 gestartete Kampagne »Alkohol? Kenn dein Limit« der BzgA benennt auf ihrer Webseite zahlreiche weitere Folgeschäden: Neben einem erhöhten Risiko für Bluthochdruck und Herzmuskelkrankungen steige auch die Wahrscheinlichkeit, an Übergewicht zu leiden. Außerdem könne es zu Gastritis, einer Entzündung der Magenschleimhaut, oder zu Pankreatitis, einer entzündeten Bauchspeicheldrüse, kommen und Krebsbildung in Mundhöhle, Leber oder Speiseröhre begünstigt werden. Nicht zuletzt werde die sexuelle Potenz und Lust sowohl bei Frauen als auch bei Männern gemindert. Außerdem sei Alkoholmissbrauch häufig für das Auftreten psychischer Probleme wie Depressionen oder consequentem sozialem Rückzug verantwortlich.

»Vor vier zehn Bier« – wenn aus Genuss Sucht wird

Während Laura gelangweilt an die Zimmerdecke starrt, hat es sich ihr Mitbewohner in der Küche gemütlich gemacht und beginnt, ein Video zu schauen. Neugierig schleicht Laura ans Schlüsselloch ihrer Zimmertür und versucht herauszufinden, von welchem Film ihr Mitbewohner gefesselt ist. Doch dieser entdeckt seine stumme Beobachterin schnell an einem schmalen Schatten unter dem Türspalt und ruft sie etwas verärgert in die Küche. »Spionierst du mir hinterher?«, fragt er entrüstet. »Ich wollte dich bei deinem Porno nicht stören«, antwortet Laura verschmitzt. Ihr Mitbewohner verzieht ein wenig genervt das Gesicht, dreht dann aber den Laptop in ihre Richtung. »Ich sehe mir eine Dokumentation über Alkoholsucht an. Nach deinem Absturz gestern Nacht möchte ich gewappnet sein. Du solltest dich auch über das Thema informieren.« Laura streckt ihm die Zunge heraus, lässt sich aber auf einen wackeligen Küchenstuhl plumpsen, um der Dokumentation folgen zu können.



Die BzGA hat diagnostische Leitlinien für das »Abhängigkeitssyndrom« entwickelt. Sind mindestens drei dieser Aussagen zutreffend, könne von einer Sucht gesprochen werden:

- Es besteht ein starker Wunsch oder Zwang, Alkohol zu konsumieren.
- Es besteht eine verminderte Kontrollfähigkeit bezüglich des Beginns, der Beendigung und der Menge des Konsums.
- Das Auftreten eines körperlichen Entzugssyndroms.
- Es kann eine Toleranz nachgewiesen werden, das heißt, es sind zunehmend höhere Dosen erforderlich, um die ursprünglich durch niedrigere Dosen erreichten Wirkungen hervorzurufen.
- Andere Vergnügungen oder Interessen werden zugunsten des Substanzkonsums zunehmend vernachlässigt.
- Der Alkoholkonsum wird trotz nachweisbarer eindeutiger schädlicher Folgen körperlicher, sozialer oder psychischer Art fortgesetzt.

Seit einigen Jahren geht der Alkoholkonsum allerdings zurück. Im »Jahrbuch Sucht 2019« der Deutschen Hauptstelle für Suchtfragen finden sich einige offizielle Zahlen. So konsumierten alle Deutschen, die älter als 15 sind, 1990 durchschnittlich noch 13,4 Liter Reinalkohol pro Jahr, während es 2016 nur noch 10,6 Liter waren.

Friederike Wienß von der Evangelischen Stadtmission stellt ebenfalls fest: »Wenn ich auf die letzten 50 bis 60 Jahre zurückblicke, kann ich einen positiven Rückgang erkennen. In den 50er Jahren war es gang und gäbe, dass eine Bierkiste am Arbeitsplatz stand. Heutzutage wird die Thematik viel sensibler zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer betrachtet. Alkohol gehört nicht mehr so stark zum Alltag, auch auf das Arbeitsumfeld bezogen. Allerdings kann man auch gerade bei den jüngeren Generationen beobachten, dass eine Verschiebung zu anderen Drogen, allem voran Cannabis, stattgefunden hat. Außerdem treten nicht mehr so viele reine Alkoholiker auf, sondern Mischkonsum wird betrieben.«

Im »Jahrbuch Sucht 2019« heißt es allerdings auch: »Trotz eines geringen Konsumrückgangs kann keine Entwarnung gegeben werden: Deutschland ist ein Hochkonsumland in Bezug

auf Alkohol. Etwa 74 000 Todesfälle jährlich werden durch Alkoholkonsum oder den kombinierten Konsum von Tabak und Alkohol verursacht. Mit 314 211 Behandlungsfällen wurde im Jahr 2017 die Diagnose »Psychische und Verhaltensstörungen durch Alkohol« als zweithäufigste Hauptdiagnose in Krankenhäusern gestellt. Davon waren 228 928 männliche Patienten und 85 283 Frauen.«

In Halle befinden sich drei Suchtberatungsstellen, die sich unter anderem auf die Thematik Alkoholmissbrauch spezialisiert haben: die AWO, die »dros« und die Evangelische Stadtmission. Friederike Wienß erklärt im Gespräch: »Die Diakonie beschäftigt sich mit legalen Drogen. In Einzelgesprächen, Gruppengesprächen und Sportgruppen können alle Betroffenen Hilfe bekommen. Die Grenze zwischen Missbrauch und Genuss ist nicht so deutlich. Jeder sollte sich mit seinem eigenen Konsum auseinandersetzen. Beratung kann jede Person auf Wunsch anonym und kostenlos erhalten.«

Die BzGA hat auf ihrer Internetseite klare Empfehlungen formuliert: Frauen ab 21 Jahren wird geraten, maximal 12 Gramm reinen Alkohol (das entspricht 0,3 Liter Bier oder 0,125 Liter Wein), Männern, maximal 24 Gramm reinen Alkohol täglich zu konsumieren, wobei an mindestens zwei Tagen in der Woche auf das Genussmittel verzichtet werden solle. Vor dem 20. Lebensjahr wird empfohlen, möglichst gar keinen Alkohol zu sich zu nehmen, da das Zellgift Umbauprozesse im Gehirn während des Wachstums stören kann.

Während es langsam dem Abend entgegengeht, reibt sich Laura ein letztes Mal über die Stirn, beschließt, ein paar Seiten ihres Romans zu lesen und danach schlafen zu gehen. Wenig begeistert stellt sie fest, dass wieder einmal ein ganzer Tag von den Auswirkungen ihres exzessiven Trinkverhaltens dominiert wurde.

Text: Clara Hoheisel

Illustrationen: Benjamin Lindner

Tabuthema Nichtwähler

Im Mai konnten die Europa- und Kommunalwahlen bemerkenswert viele Menschen mobilisieren. Doch auch bei dieser Abstimmung haben sich Wahlberechtigte bewusst ferngehalten. Was sind ihre Beweggründe? Wie berichten manche Medien darüber?

Und wie kann man sich, abgesehen vom Wählengehen, politisch engagieren?

Es gibt Sätze, fernab von Aussagen über Fremdenhass und Flüchtlingsdebatte, die man in der Öffentlichkeit besser nicht verlauten lassen sollte. Einer davon ist: »Ich gehe nicht wählen, weil ...«

Nicht selten muss man hier mit starkem Gegenwind rechnen. Aber wieso sorgt dieser scheinbar lapidare Satz für solche Furore?

Häufig wird Nichtwählern ein fehlendes Interesse an der Politik sowie Verantwortungslosigkeit unterstellt, da das Wahlergebnis von den rechten Parteien dominiert würde, wenn die Wahlbeteiligung zu gering sei. Viele Wahlbefürworter sind schockiert über die Selbstverständlichkeit, mit der das Wahlrecht betrachtet wird, und rufen zu mehr Wertschätzung auf. Für einige Nichtwähler sind die Wahlen zwecklos; dies wird oft als pessimistische bis unrealistische Einstellung aufgenommen. Doch wieso gibt es dann Menschen, die sich täglich mit Politik auseinandersetzen, aber trotzdem nicht wählen gehen?

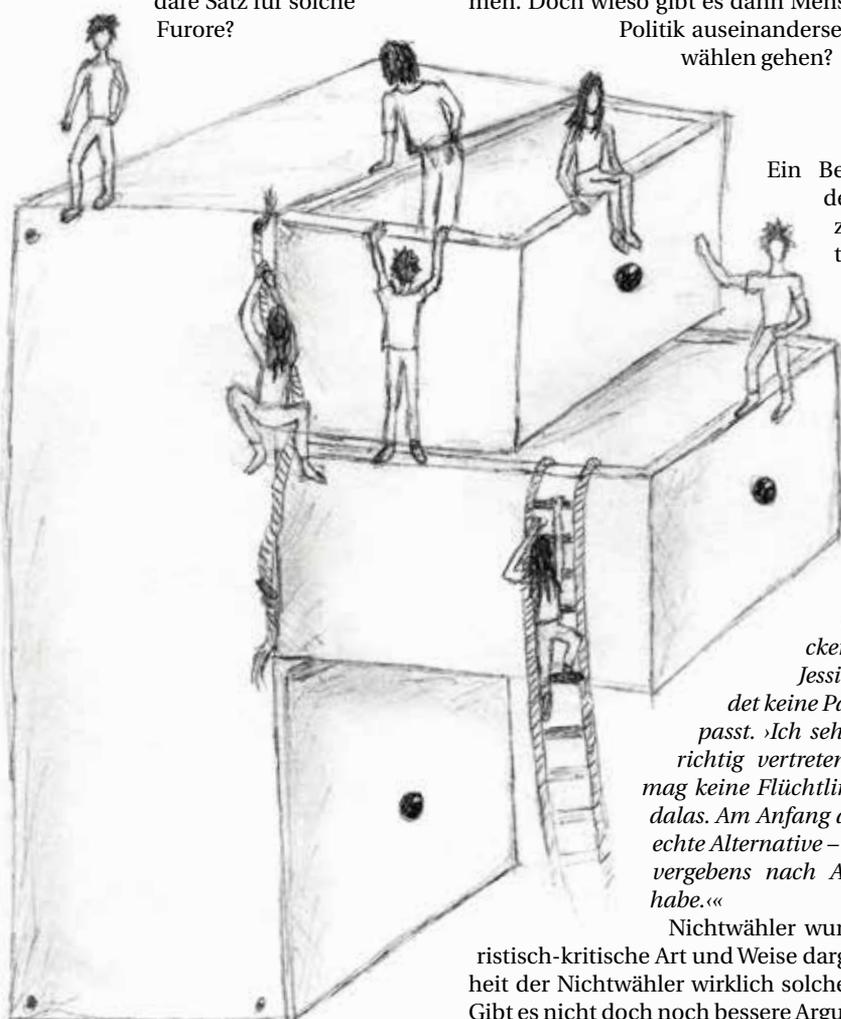
Standpunkte der Öffentlichkeit

Ein Beispiel, wie Medien mit der Thematik umgehen, zeigt dieser satirische Beitrag aus der »Welt«. Hier sind zwei von »Sieben Gründe(n) nicht wählen zu gehen«:

»Greta, 25, aus München: ›Ich bin an dem Tag schon verplant. Da ist immer unser Mädelsabend. Und Briefwahl kommt für mich nicht infrage, weil ich immer vergesse, auf welcher Seite man die Briefmarke ablecken muss.‹

Jessica, 41, aus Rosenheim findet keine Partei, die 100 Prozent zu ihr passt. ›Ich sehe mich durch niemanden richtig vertreten. Ich bin Tierschützerin, mag keine Flüchtlinge und male gerne Mandalas. Am Anfang dachte ich, die AfD sei eine echte Alternative – bis ich im Wahlprogramm vergebens nach Ausmal-Mandalas gesucht habe.‹

Nichtwähler wurden hier auf sehr humoristisch-kritische Art und Weise dargestellt. Aber ob die Mehrheit der Nichtwähler wirklich solche Aussagen treffen würde? Gibt es nicht doch noch bessere Argumente?



Beispielhaft für den öffentlichen Umgang mit der Thematik ist auch folgendes Zitat aus einem Gastartikel (»Nicht wählen geht gar nicht!«) in der »Zeit«, der von drei Politikern verfasst wurde: »Demokratie ist auch, dass man nicht immer eins zu eins seine Meinung sofort durchsetzen kann. Wer das will, wünscht sich keine Demokratie, sondern will selbst Diktator sein.« Diese Aussage soll das Argument mancher Nichtwähler entkräften, dass keine vertretbare Partei zur Wahl stehen würde. Der Fakt, dass der zitierte Abschnitt auf den ehemaligen Theaterkritiker Georg Diez und sein Bekenntnis zum Nichtwählen bezogen ist, macht schnell den Eindruck, man könne ihn damit meinen oder unausweichlich mit Wörtern wie »Diktator« in Verbindung setzen. Er selbst kommt allerdings nicht zu Wort.

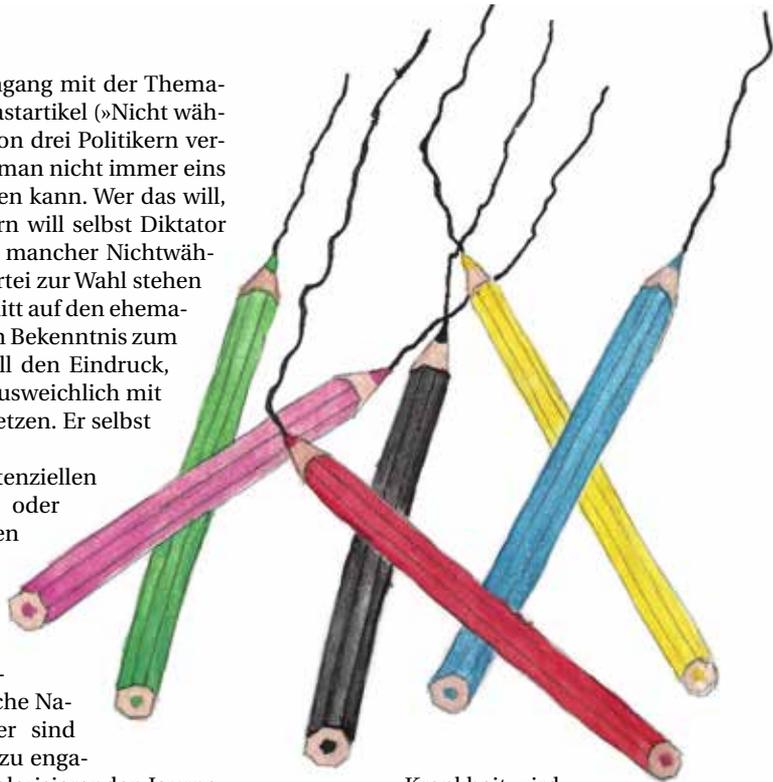
Selbiger Gastbeitrag ruft »alle potenziellen Wahlverweigerer«, ob Theaterkritiker oder nicht, dazu auf, »mal vorbeizuschauen und etwas zu bewegen.« Hier wird sich wieder auf das Vorurteil berufen, dass sich niemand der Nichtwähler mit Politik auseinandersetze und sich alle wie bockige Kinder verhalten würden oder die so typische »kindliche Naivität« aufwiesen. Manche Nichtwähler sind allerdings bekannt dafür, sich politisch zu engagieren; als Beispiel kann man hier den polarisierenden Journalisten Ken Jebsen anbringen. Womöglich setzt er sich mehr mit Politik auseinander als ein Wähler, der sein Kreuzchen setzt und dann abwartet, was die gewählte Partei damit anfängt. Hier besteht jedoch das Risiko, schnell wieder zurück in die Passivität zu fallen – schließlich trägt nun die gewählte Partei die Bürde des Umsetzens.

Eigeninitiative – was bewegen statt meckern

Um Dinge zu verändern, braucht man nicht zwangsläufig einen Wahlzettel. Die Umsetzung des 1,5-Grad-Ziels, die Bekämpfung von Umweltverschmutzung und Massentierhaltung sind nur auf den ersten Blick Dinge, die Politiker in ihren Stühlen sitzend verändern werden. Das zu beeinflussen ist den Bürgern überlassen: durch ihren Konsum, indem man zum Beispiel das Fahrrad aus dem Keller holt, weniger Plastik kauft oder auf Bioprodukte setzt. Im Grunde können wir uns so jeden Tag neu entscheiden, ob wir uns politisch engagieren oder nicht – nicht nur am Tag der Wahl. Natürlich schließt das eine das andere nicht aus; aber nicht wählen zu gehen bedeutet nicht zwangsweise, dass man sich nicht mit Politik beschäftigt.

Systemkritik durch Verweigerung

Einer der Gründe von politisch interessierten Nichtwählern, der Wahl fern zu bleiben, ist die vermeintlich fehlende Alternative: Egal, welche Partei man wählt, es würde sich doch eh nichts grundlegend ändern. Um es bildlich zu beschreiben: Es werde immer nur versucht, die Symptome zu lindern; die Ursache der



Krankheit wird jedoch nicht behoben.

Beispiel Flüchtlingskrise: In der Politik wird die Aufnahme und Unterbringung der Flüchtlinge diskutiert, zu selten aber ihre Ursache: der Krieg. Laut manchen Nichtwählern debattieren die Politiker irrelevante Themen, die es sich nicht lohnt zu unterstützen.

Sicherlich gibt es diese »typischen« Nichtwähler: Menschen, die wirklich kein Interesse haben oder keine freien Kapazitäten, sich mit diesen Themen auseinanderzusetzen. Das will niemand abstreiten, doch es könnte allen beteiligten Seiten dienlich sein, auf gegenseitige Pauschalisierungen zu verzichten.

Doch es ist vermeintlich viel leichter, Argumente totzuschweigen oder lächerlich zu machen. Jeder sollte das Recht haben, sich zu erklären und nicht schon beim ersten Satz hoffnungslos in eine Schublade gesteckt zu werden, aus der er sich nur schwer wieder befreien kann. Schließlich sagte schon Rosa Luxemburg: »Freiheit ist auch immer die Freiheit der Andersdenkenden.«

Text und Illustrationen: Elisabeth Schulze



Frauen von hier

Diese Serie soll Frauen gewidmet werden, die einen Bezug zu Halle haben. Ob hier geboren, aufgewachsen oder studiert, meist prägten diese Persönlichkeiten über Halle hinaus Kunst, Gesellschaft und Kultur. Den Anfang macht Isolde Schmitt-Menzel, die Erfinderin der »Maus«.

Wer kennt sie nicht, Kinder wie Erwachsene, die Figur mit den klickenden Kulleraugen und dem orangen Fell: die Maus. Bekannt aus Büchern, Spielen und besonders dem Fernsehen, ab 1971 mit ihren »Lach- und Sachgeschichten«, begeistert uns das vorwitzige Nagetier bis heute. Dabei läuft sie im Flimmerkasten nicht einfach von A nach B, sondern erlebt lustige wie wissenswerte Geschichten und hat auch die eine oder andere Idee parat. So kommt es schon mal vor, dass aus ihrem Schwanz ein Springseil wird oder damit einfach Sachen repariert werden. Der WDR erkannte das Talent des orangen Kleintiers und nahm die lustigen Geschichten ins Kinderprogramm auf.

Doch schon lange vor der Sendung mit der Maus illustrierte Schmitt-Menzel während ihrer Arbeit als freischaffende bildende Künstlerin vor allem Kinderbücher und Fernseh-Bildergeschichten. Dabei legte sie sich in Stil und Materialien keineswegs fest. Freiheit und Gestaltung der unterschiedlichsten Art spiegeln sich in ihren Grafiken, Gemälden, Skulpturen, Holzschnitten und Keramiken wider.

»Meine Eltern hatten ein altes Rechnungsbuch mit leeren Seiten. Darin durfte ich malen.«

So begann mit etwa fünf Jahren ihr Interesse fürs Zeichnen erstmals zu sprießen. Die Darstellung von Tieren machte Schmitt-Menzel schon früh sehr viel Freude. Einzelne dieser Lebewesen wurden aufs Wesentliche reduziert und gleichzeitig zu einzigartigen Charakteren gemacht. Daraus entstand schließlich die Maus. Jedoch erschuf sie mit dem Kater Toto, dem kleinen Bären und der Ratte Ida auch andere Charaktere, die heute weitestgehend unbekannt sind.

Alles schien möglich

Schmitt-Menzels Kindheit wurde von viel Freiheit begleitet. Sie ging nur ein paar Jahre in den Kindergarten, verbrachte die freie Zeit mit Zeichnen und Lesen und hielt sich von den Erwachsenen fern, weil diese in ihren Augen nur störten. 1940 musste sie, wie alle zehnjährigen Mädchen jener Zeit, dem »Bund Deutscher Mädels« beitreten. Die Familie war dabei gezwungen, den Garten zu bewirtschaften und im Herbst im Wald Bucheckern zu sammeln. Somit bestand das Leben in der späten Kriegszeit für die Heranwachsende aus Schule und Gartenarbeit.

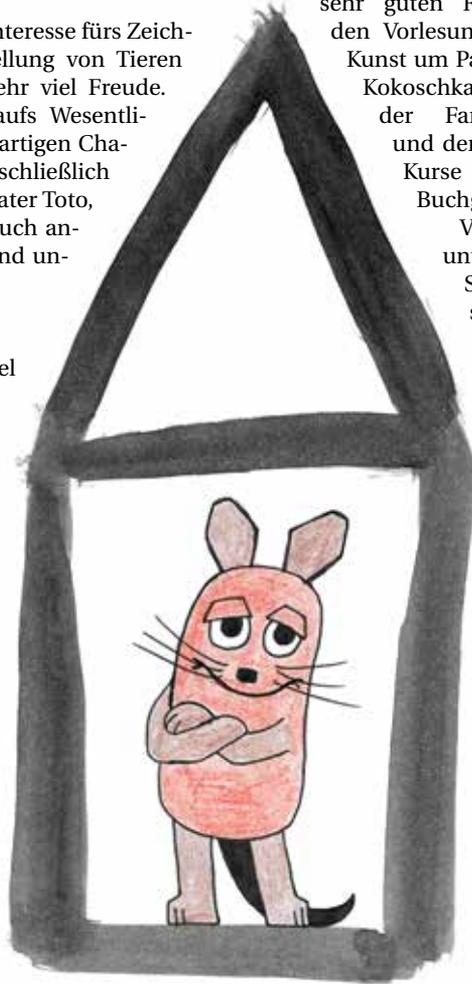
1946 verdiente sie bereits ihr erstes eigenes Geld, indem sie selbstgeschnittene Holzpuppen an einen Laden in Eisenach verkaufte. Von dem verdienten Geld nahm sie Zeichenunterricht beim Kunstmaler Manfred Kandt. Die daraus entstandenen Zeichnungen wurden

zu einer Mappe zusammengefügt, womit sie sich 1947 an der Kunstschule

Burg Giebichenstein vorstellte. Nach erfolgreichem Bestehen wurde sie in die Vorklasse aufgenommen. Der lehrende Professor war begeistert von ihren Tierzeichnungen. Es folgte ein Wechsel in die Keramikklasse. Aufgebaut von der Bauhaus-Meisterschülerin Marguerite Friedlaender

genoss diese zu jener Zeit einen sehr guten Ruf. Begeistert von den Vorlesungen über abstrakte Kunst um Paul Klee sowie Oskar Kokoschka belegte sie neben der Farbenlehre, Malerei und dem Aktzeichnen auch Kurse der Schrift- und Buchgestaltung.

Von den Eltern nicht unterstützt musste Schmitt-Menzel zusammen mit einer anderen Studentin in der sogenannten »Pauline« wohnen, einem Gesindehaus auf dem Gelände des heutigen Objekt 5 in der Seebener Straße. Der Krieg jedoch war endgültig vorbei, und es herrschte Aufbruchstimmung. Alles war auf einmal interessant, alles schien möglich zu sein. Unter den Studierenden wurde sich rege ausgetauscht. Angeregt von japanischen Holzschnitten las sie Haikus



(eine japanische Gedichtform) und Bücher über den Zen-Buddhismus. Die Gesellinnenprüfung hatte sie nach zwei Jahren vorzeitig und mit Auszeichnung bestanden.

Keine Freiheit in der DDR

Die sowjetische Besatzung machte für Schmitt-Menzel einen Aufenthalt in Halle auf lange Dauer unmöglich. Eingeschränkt in ihrer individuellen Freiheit durch den Kommunismus wollte sie ihr Leben in Westdeutschland fortsetzen. So flüchtete sie eines Nachts

über die Zonengrenze nach Bayern zu ihrem Onkel an den Ammersee. Dort kam sie für einige Zeit in einer Keramikwerkstatt unter. Ihr Studium war jedoch noch nicht abgeschlossen, und so studierte sie ab 1950 an der Werkkunstschule Offenbach weiter Schrift- und Buchgestaltung. Durch ihren Professor erhielt sie erste Aufträge. So sollte sie beispielsweise ein Wandbild mit den Ansichten von Frankfurt am Main und Umgebung für die Reiseauskunft des Frankfurter Hauptbahnhofs entwerfen.

Dadurch lernte sie ihren späteren Ehemann Ottmar Schmitt kennen. Der Architekt und die Studentin heirateten 1952 und bekamen im folgenden Jahr ihren ersten Sohn. In dieser Zeit fertigte Isolde Teppichentwürfe und Holzschnitte an und illustrierte Texte. 1955 zog die Familie nach Köln. Dort kamen auch



ihre nächsten zwei Kinder zur Welt. Nach einem weiteren Umzug 1959 nach Frankfurt am Main begann Schmitt-Menzel, in der Keramikwerkstatt des Jugendhauses zu unterrichten.

Eine damalige Nachbarin schrieb Kurzgeschichten für den Hessischen Rundfunk und empfahl Schmitt-Menzel als Illustratorin für diese Geschichten. Anschließend arbeitete sie mehrmals mit dem Autor Günter Spang zusammen und illustrierte einen Großteil seiner Bücher. Über Kontakte begann sie schon 1965 für die »Lach- und Sachgeschichten« des Westdeutschen Rundfunks Bildergeschichten zu zeichnen. Sie ließ sich 1971 scheiden und zog mit den beiden jüngsten Kindern nach Bad Homburg, wo sie eine Keramikwerkstatt einrichtete. Dort intensivierte sie ihre Arbeit an der Aufbauseramik, also dem Töpfern ohne angetriebene Drehscheibe. Ihre Arbeiten wurden jährlich auf dem Künstlermarkt im Römer in Frankfurt am Main ausgestellt.

Erste Aufträge fürs Fernsehen

1969 beauftragte sie der WDR, »Die Maus im Laden« zu zeichnen.

»Die Maus im Laden war eine langweilige Geschichte. Da waren nur diese Zuckerdinger und Mehlütten zu malen. Es war furchtbar und die Mäuse auch noch grau.«

Schmitt-Menzel entschied sich schließlich, die Mäuse verschiedenfarbig zu gestalten. Eine wurde orange mit braunen Ohren. Diese gefiel dem WDR sofort. Der Rundfunk plante eine neue Sendung im Kinderfernsehen und beauftragte deshalb Schmitt-Menzel im August 1970, sich kleine Geschichten mit der orangefarbenen Maus ausdenken. So legte sie 1970 die zehn ersten Storyboards für einen Trickfilm vor.

Die Maus wurde von ihr nochmals umgestaltet. Sie lief nämlich zunächst auf vier Beinen. Schmitt-Menzel änderte sie aber so ab, dass sie stehend auf zwei Beinen und von der Seite dargestellt wurde. Die Phasen für die ersten zehn Filme waren 1971 fertiggezeichnet. Die erste Sendung der »Lach- und Sachgeschichten« lief dann am 7. März

1971 in der ARD. Die Umbenennung in »Die Sendung mit der Maus«, ausgelöst durch den großen Erfolg der orangenen Maus, erfolgte kurz danach am 23. Januar 1972.

Bis 1974 entstanden aus Isolde Schmitt-Menzels Feder 130 Storyboards mit Geschichten von der Maus. Noch 1972 begann das Merchandising um die lustige Figur seitens Verlagen und Firmen. Der WDR setzte durch, dass ihre Funk- und Fernsehrechte abgegeben werden mussten. Der Erfolg der Maus weckte Begehrlichkeiten der Fernsehredakteure und des Trickfilmzeichners, die zudem eine Mit-Urheberschaft an der Figur anstrebten. In mehreren Gerichtsverfahren musste Schmitt-Menzel daraufhin beweisen, dass sie die alleinige Urheberin der Maus war. Infolgedessen nahm die Redaktion des WDR keine weiteren Storyboards von ihr an. Ihr Wille, die Maus am Leben zu erhalten, beschränkte sich nun auf Bücher und Spiele, in denen zusammen mit neuen Figuren wie dem kleinen Bären und Ida der Ratte auch neue Abenteuer erlebt wurden. Die Klage des WDR wurde 1984 abgewiesen, und Schmitt-Menzel gelang es bis dahin, einige ihrer neuen Werke zu vermarkten.

Die Maus sollte Isolde Schmitt-Menzel ihr Leben lang begleiten. Die Rechte an der Vermarktung wurden zwar 1996 an das Westdeutsche Werbefernsehen abgegeben, das Urheberrecht blieb jedoch bei ihr. Über zahlreiche Bücher, herausgegeben vom Ravensburger Verlag, über die Arbeit mit Keramiken, begann ab 1980 ihre große Reisephase. Zusammen mit einer befreundeten Keramikerin verbrachte sie die Sommer auf Jamaika. Dort, mitten im Dschungel, baute sie sich ein Holzhaus und arbeitete weiter an Geschichten rund um die Maus. 1985 zog es sie auf die Kaimaninseln. Dort trat sie dem örtlichen Künstlerbund bei und stellte mehrmals ihre Arbeiten aus. Ab 1991 entstanden weitere Bücher und sogar Hörspiele. Abermals zog sie weiter. In Texas baute sie sich ein Holzhaus im japanischen Stil. Dort lebt sie zusammen mit Hund, Katze, Fischen und baut selbst Gemüse an. Ihre Kreativität hält an, weitere Bücher entstehen. Seit 2000 ist sie im Sommer oft in der südlichen Provence. Abseits der Maus beginnt sie Bücher ohne Mausthematik zu entwerfen, in die sie japanische Haikus und Weisheiten schreibt.

»Ich lebe gerne frei und ohne Bindung. Dabei liebe ich besonders Kinder, Tiere, Bäume und meine kleine Maus. [...] Ich reise gerne durch diese wundervolle Welt. Dabei höre ich nicht auf zu lernen und zu lieben.«

Text: Gregor Borkowski
Illustrationen: Sophie Ritter



Nicht vergessen!

Was in den nächsten Wochen wichtig ist
und was sich sonst noch an unserer Pinnwand angesammelt hat.

Dosenfleisch



Eine neue studentische Theatergruppe, das Ensemble Tamquam, hat ihre Premiere am 10. Juli mit dem Stück »dosenfleisch« von Ferdinand Schmalz. An einer Autobahnraststätte, in deren Nähe es zu zahlreichen Unfällen kommt, treffen sich eines Nachts vier Personen. Es kommt zu überraschenden Einsichten. Weitere Aufführungen am 12. und 13. Juli, jeweils um 20.00 Uhr im WuK-Theaterquartier am Holzplatz 7a. Eintritt (ermäßigt) 6 Euro.

• <http://wuk-theater.de/programm/>

Wer feiern kann, kann auch spenden...

... und bekommt dafür neben der Party am Abend einen vielfältigen Tag im Charles Bronson geboten. Unter dem Titel »Sieben Sachen« lockt die Veranstaltung Interessenten mit einem Flohmarkt, DJ-Workshops, verschiedenen Vorträgen und Essensangeboten. Alle Einnahmen gehen an das Medinetz Halle/Saale e.V., das sich dafür einsetzt, dass Geflüchtete, Menschen im Asylverfahren und Menschen ohne Krankenversicherung medizinisch versorgt werden können. Die Aktion startet am 12. Juli um 14.00 Uhr und geht bis in die frühen Morgenstunden des nächsten Tages. Der Eintritt ist bis 20.00 Uhr kostenlos.

• www.facebook.com/events/455522445222329/

Mondscheinlauf für den guten Zweck

Wie in jeder Vollmondnacht findet auch am 17. Juli der hallische Ableger des »Gutenachtlaufs« statt. Nach dem Treffen um 20.30 Uhr am Händeldenkmal auf dem Marktplatz werden entspannt und ohne Wettbewerb fünf bis zehn Kilometer absolviert. Jeder Teilnehmer wird gebeten, den »Laufen gegen Leiden e.V.« vor Ort mit mindestens einem Euro zu unterstützen. Die Spenden werden dann an gemeinnützige Tierschutzorganisationen weitergegeben. Laut Veranstalter ist der Mondscheinlauf mit Beteiligten in über 70 Städten in vielen Ländern der größte Lauffest Europas.

• <https://laufengegenleiden.de/gutenachtlauf/>

Ob Kunstbanause oder -experte ...

ist einerlei, am 13. und 14. Juli sind sie alle in der Burg Giebichenstein Kunsthochschule Halle zu finden – zur Jahresausstellung 2019. Von 10.00 bis 18.00 Uhr ist es BesucherInnen möglich, in Ateliers und Werkstätten zu schnuppern, Einblicke in kreative Schaffensprozesse zu erhalten und vielleicht das ein oder andere Ausstellungsstück zu erwerben. Studieninteressierte der Burg können zudem an der Mappenberatung teilnehmen. Der Eintritt ist frei.

• <https://www.burg-halle.de/hochschule/hochschulkultur/jahresausstellung/>

Ab ins kalte Nass!

Am 13. Juli ab 11.30 Uhr findet das internationale Saaleschwimmen am Fuße der Burg Giebichenstein statt. Hier sind alle SchwimmerInnen eingeladen, sich in das erfrischende Saalewasser zu stürzen und wahlweise über 750 oder 2000 Meter alles zu geben. Für Fortgeschrittene finden die offenen studentischen Meisterschaften statt. Noch vor 30 Jahren galt die Saale als stark verdreckt; die Saaleschwimmer wollen nun zeigen, dass man heute wieder unbedenklich in ihr baden kann. Die Anmeldefrist endete bereits am 30. Juni, für einen zusätzlichen Aufschlag von 5 Euro kann man sich aber noch nachmelden, sodass insgesamt 20 Euro für das »kleine Saaleschwimmen« fällig wären. Dafür kann man an der Tombola teilnehmen, natürlich jede Menge Spaß am Wettkampf haben und den Tag mit Musik ausklingen lassen.

• https://saaleschwimmerhalle.de/?page_id=13

• Du bist Student*in und möchtest, dass Dein Projekt die nötige Aufmerksamkeit bekommt? Dann sende eine Mail an redaktion@hastuzeit.de und erklär uns kurz und knackig Dein Projekt!

Wenn der Mond dunkel wird

Am 16. Juli haben alle, die sich für den nächtlichen Himmel und speziell für den Mond interessieren, die Möglichkeit, die bevorstehende partielle Mondfinsternis auf dem Mittelberg bei Wangen (Unstrut) mitzuerleben. Die Arche Nebra lädt dazu zu einem kleinen Programm ein, welches Vorträge zum Raketenpionier Wernher von Braun und zur Phasengestalt des Mondes, eine geführte Wanderung zum Mittelberg und die Beobachtung von Mond und Planeten mit dem Teleskop beinhaltet. Eine Anmeldung ist unbedingt erforderlich: info@himmelsscheibe-erleben.de

- Beginn: 18.00 Uhr, ab 21.30 Uhr Beobachtung des Nachthimmels
- Kosten: normal 19,50 Euro, ermäßigt 13 Euro
- www.himmelsscheibe-erleben.de/veranstaltungen/

Sommerkino

Am 2. August starten wieder die Giebichensteiner Sommerfilmnächte und laden bis zum 17. August zu Kinoabenden der besonderen Art ein. Unter dem Sternenhimmel und bei Kerzenlicht wird das Filmerebnis zu etwas ganz Besonderem. Es stehen jeweils zwei Filme zur Auswahl – ihren Liebling können die ZuschauerInnen per Voting selbst wählen.

- Termine: 2./3., 9./10. und 16./17. August, Einlass ab 20.00 Uhr, Filmstart 21.30 Uhr
- www.stadtmuseumhalle.de

Film **außer Haus** zeigt auch das Luchskino, unter anderem an neun Abenden vom 24. Juli bis 21. August beim WuK-Theaterquartier am Holzplatz sowie am 9. August auf dem »Felsen« bei Turbine Halle e.V. (Zum Saaleblick 11/12).

- www.luchskino.de/sommerkino-2019/

Auf den Spuren guten Weines

Schon mal von der Weinstraße Mansfelder Seen gehört? Am 3. und 4. August laden die dort ansässigen Winzer zum Tag des offenen Weinberges und Weinkellers im Mansfelder Land ein. An dem Wochenende haben alle Weingüter und Straußwirtschaften von 11.00 bis 18.00 Uhr geöffnet, weshalb es sich anbietet, eine Wanderung durch das Hönstedter Weinanbaugebiet zu unternehmen. Dabei lernt man nicht nur Land und Leute kennen, sondern erhält auch die Möglichkeit, neben den kulinarischen Besonderheiten der Region den Wein des nördlichsten Weinanbaugebietes Deutschlands zu probieren.

- <https://vino-info.com>
- www.weinstrasse-mansfelder-seen.de

2× Hip Hop

Am 20. und 21. Juli, jeweils ab 14 Uhr, findet in der Reilstraße 78 zum dritten Mal der »InterReil-Jam« statt. Die Veranstalter beschreiben ihn als »Graffiti-Festival, welches sich auf die Wurzeln von Hip-Hop besinnt«. Auf dem Programm stehen Battles, Workshops, Kino, Vorträge, Open Mic und Parcours.

- www.reil78.de

Noch mehr Konzerte, Workshops und diverse Battles könnt Ihr auf dem Move'N'Culture-Festival vom 3. bis 8. September erleben. Veranstaltungen und Orte standen bei Redaktionsschluss noch nicht fest.

- <https://movenculturefestival.de>

»Luft nach oben«

Am Peißnitzhaus könnt Ihr am 10. August von 15.00 Uhr bis Mitternacht ein kostenloses Openair mit Musikstilen wie Drum'n'Bass, Reggae Dub, House und Hip Hop erleben.

- www.peissnitzhaus.de/index-php/veranstaltungen

Der Kampf für Gerechtigkeit ...

... war schon immer das entscheidende Motiv des Christopher-Street-Days. In diesem Jahr findet er am 7. September statt und wird um 12.00 Uhr mit einer Demo beginnen, auf die ab 14.00 Uhr ein Straßenfest auf dem Marktplatz folgt. Das diesjährige Motto »50 Jahre Stonewall – Erinnern heißt aktiv sein!« erinnert an den »weltweiten Kampf gegen die Ausgrenzung, Benachteiligung und Diskriminierung homo- und bisexueller, inter- und transgeschlechtlicher sowie nicht-binärer Menschen«, wie die Veranstalter schreiben.

- www.csdhalle.de

Des Rätsels Lösung

Im Heft 84 ging es um zerstörte Gebäude und ihre Orte:

1. GROUNDZERO
 2. WINDSOR
 3. PALMYRA
 4. REICHSTAG
 5. POMPEJI
 6. TURIN
 7. FRAUENKIRCHE
- Lösungswort: ZUNDER

 gefördert vom Studierendenrat der MLU

Hochprozentiges Rätsel

Keine Angst, hier geht es nicht um Mathematik, sondern um das gute alte Ethanol. Saufen oder nicht saufen, das ist hier die Frage.

Auch wenn wir dieses Mal leider nichts zum Verlosen haben: Prost!



1. In Skandinavien und ganz Osteuropa trinkt man ihn, besonders aber in Russland.
2. Schon Ernest Hemingway schätzte den kubanischen Cocktail aus Rum, Limettensaft, Minze, Rohrzucker und Sodawasser.
3. Aus dieser Traubensorte wird in Deutschland seit 600 Jahren besonders guter Weißwein gekeltert.
4. Diesen aus Getreidemaische destillierten und im Holzfass gereiften Branntwein gibt es überall auf der Welt. Legendar sind jedoch vor allem die aus Schottland stammenden Sorten.
5. Der wohl berühmteste französische Wein stammt aus der Region um die gleichnamige Großstadt an der Garonne.
6. Aus Cidre (vergorenem Apfelmost) wird in der Normandie eine besondere Branntweinspezialität hergestellt und auch gerne getrunken. Heutzutage zum Glück nicht mehr aus den Schädeln besiegt Feinde.
7. Auch als »Grüne Fee« bekannt, war diese Bitterspirituose aus Wermut, Anis und Fenchel lange Zeit verboten, wird aber inzwischen wieder häufiger getrunken.
8. Dieser japanische Reiswein, auch Nihonshu oder Seishu genannt, wird heiß oder gekühlt aus Keramikbechern oder Holzschachteln getrunken.
9. Die viertgrößte Stadt Tschechiens gab einer besonders in Deutschland sehr beliebten Biersorte ihren Namen.
10. Einen englisch klingenden Namen trägt dieser eher ungewöhnliche Weißwein aus Andalusien, der durch Zugabe von Alkohol und Hefegärung im Holzfass veredelt wird.
11. Ob mit Tonic Water oder im Martini: Dieser Wacholderschnaps hat es in sich.
12. Der aus einer ostfranzösischen Weinbauregion stammende Schaumwein hat ein besonders glamouröses Image. Prickelnd!

